

KOLUMNEN
2012 - 2015
Eva Buhrfeind
2018

Kolumnen 2012

Obsi

Geht doch - der Berg ruft, wenn auch der Ruf Rätsel birgt: Sonnwendfeier mitten im März? Vorgezogen eben (oder auch nachgeliefert), aus organisatorischen Gründen. Sei's drum, die Menschen jedenfalls kamen in Massen nach Oensingen - zu Zehntausenden aus der Schweiz, dem nahen und auch fernerem Ausland, aus China, aus Katar. China? Katar? Ja, es waren Experten, die sich beim grössten Feuerwerk der Schweiz die jüngsten Errungenschaften der Pyrotechnik nicht entgehen lassen wollten. Die Fakten: Mehrere Tonnen Pulver wurden in einer Stunde aus allen Rohren in den Nachthimmel geschossen. Die Emotionen: Begeisterung allenthalben ob des choreographierten Spektakels auf allerhöchstem pyrotechnischen Niveau, aaahhh..., iiihhh... ooohhh...uuuhhh...

Oha! Wer nun behauptet, alles sei nur Schall und Rauch von gestern, was da die rivalisierenden Vereine VCO (Vogelherd-Club Oensingen) und RCO (Ravellen-Club Oensingen) in den Nachthimmel gezaubert haben, liegt ziemlich schief. Der Berg nämlich ruft weiter - und das seit Jahr und Tag, wenn auch ein paar Kilometer südwestlicher. Da gibt's nur einen Wunsch: endlich zur Freiheit, zur Sonne. Nun vielleicht nicht ganz so krass hoch, wir sind ja schliesslich nicht Ikarus. Aber doch immerhin, über das Nebelmeer. Endlich eine Einsicht mit der Fernsicht. Der Berg, Orientierungspunkt von allen Himmelsrichtungen, der Weissenstein, Anziehungspunkt, Treffpunkt, Ausgangspunkt, Endpunkt - wieder mit gemütlicher Fahrt erreichbar, sommers wie winters.

Nur gibt's da noch ein Problem. Und das fängt - unbemerkt von der Öffentlichkeit - schon beim Namen an, der eben doch nicht nur Schall und Rauch ist: Sesseli oder Sässeli, wänn>d wäisch wani mäin? Reden wir vom gleichen, wenn der Zürcher Heimatschutz Sässeli versteht und wir Sesseli meinen? Im Internet machen mit Blick auf den Sesseli-Zoff am Jurasüdfuss schon bemerkenswerte Kalauer die Runde. „Der Unterschied zwischen dem Tierschutz und dem Heimatschutz besteht darin, dass der Tierschutz für alle Tiere da ist, der Heimatschutz allenfalls für die Katz“. Chum sä-sä-sä sagten unsere Urahnen - bevor sie als Rucksackbauern in die von Roll oder Papiri radelten -, wenn es darum ging, das Vieh mit Futter zu versorgen. Chum sä-sä-sässeli... lautet der neue Lockruf des Heimatschutzes nach Zürcher Art, selbst wenn der nicht so recht weiss, welche Heimat er denn schützen will und es ihm offensichtlich lediglich darum geht, auf sich aufmerksam zu machen.

Das grossstädtische Gehabe erinnert doch sehr - mit Verlaub - an reaktionären Ballenbergismus, wenn der Zürcher Truchsess (oder heisst es Truchsässeli?) sich unter Berufung auf heimatschützerische Aktivitäten in Erinnerung ruft. (Da haben wir sie wieder, die geballte Ladung an Rufen!)

Eines ist klar: keine Sesseli, und schon gar keine Sässeli auf unseren Hausberg, denn die Metamorphose Richtung Gondeli ist in vollem Gange. Viele Wege führen nach Rom. Aber das interessiert hier und jetzt niemanden. Seit Wochen zählt nur eines - kein urbi et orbi, einfach nur obsi (wie die meisten Augenpaare am vergangenen Grenchner Heli-Weekend). Und das möglichst bald und für alle. Alle heisst, ob jung oder alt, ob vierbeinig, zweibeinig oder dreibeinig, ob sportiv oder ungelenk, ob mit Wanderschuh und -stock oder andern Hilfsmitteln.

Lieber Wende als Wände. Lieber spät als nie! Inzwischen haben sich auch die ThalerGemeinden ennet dem Berg für die Unterschriftensammlung erwärmen lassen. Übrigens, die nächste Sonnwand... pardon: Sonnwendfeier oberhalb Oensingen findet in drei Jahren statt. Mal abwarten, was der Berg dann zu rufen hat. Fürs erste mal soviel: Go-gondeli-go!

Güggu

Kürzlich im Zug, Strecke Jurasüdfuss, Schnellzug Olten-Biel. Die Beine schwer von der Kopfsteinpflaster-Stadtbegehung Zofingens, der Kopf voller Eindrücke der städtebaulich-historischen Dimension, der Magen voll von mittäglichen Leckereien, da dringt schräg eine penetrante Stimme durchs Abteil. „Liest du eigentlich dieses Blatt noch“, knödelt es verbiestert. Irritiert genuschelte Antwort: „Nur, was ich muss.“ „Hahaha...“ Es folgt eine Suada an Nörgeleien, verbalisiertem Frust, Genöle über Chef und Arbeit, Druck, Themen und Termine. „Wo sind wir hier eigentlich?“ „Oensingen?“ „Ja, Oensingen“. „Will hier nicht diese Firma her ziehen oder alles konzentrieren?“ „Ja“. „Naja, Oensingen ist der einzige wirtschaftlich aufstrebende Ort in diesem Güggu-Kanton.“

Aufgemerkt, streng um die Sitzbank geäugt. Güggu-Kanton? Solothurn? Welcher ausserkantonaler Fremdling! Übrigens, kennen Sie die Geschichte vom freundlichen Touristen, dem auf der Durchfahrt im ländlichen Gebiet ein Missgeschick passiert? Kennen Sie nicht? Ein Tourist fährt auf dem Land einen schönen Hahn tot. Da er ein ehrlicher Geselle ist, sucht er den nächsten Bauernhof auf und fragt den Bauern, ob dies sein Hahn sei. „Nein“, sagt er, „so platte haben wir nicht.“

Naja, wenn man sich die kartografischen Umriss des Kantons Solothurn so anschaut, können mit etwas Fantasie schon Gedanken an einen platten Hahn ver(sch)wendet werden. Ganz schön gerupft, die Umriss. Aber sonst? Alles andere als flach, der Güggu. Das fängt schon mit dem tiefsten Punkt (Birs - Kantonsgrenze bei Dornach 277 m ü.M.) an und markiert mit 1445 m ü.M. (Hasenmatt bei Selzach) noch lange nicht das Ende der Fahnenstange. Was zählt sind schliesslich die inneren (und manchmal auch äusseren) Werte. Die inneren haben sich schweizweit herumgesprochen: kulturelle Höchstleistungen mit Film-, Literatur-, Cabaret- und anderen Tagen.

Triennalen und Biennalen nicht vergessen, Uhrenstadt mit Uhrencup samt Airport, Barockstadt, 3-Tannen-Stadt. Die Aare, die bei Solothurn und Olten an manchen Tagen mediterranes Ambiente aufkommen lässt. (Dass sie um Grenchen einen Bogen macht, ist schwerlich der Wakker-Stadt anzulasten.) Die St-Ursen-Kathedrale, die sich als barockes Aushängeschild imposant über die Solothurner Altstadt erhebt; Olten als vielbesungener Verkehrsknotenpunkt; der beschauliche Bucheggberg, mit seinen Hügeln und Kugelbäumchen, von Urs Flury auf unverkennbare Art bebildet. Man hat einen Berg - bald mit Gondeli - da drauf ein Skigebiet und noch eine schöne Landschaft dahinter - das Thal; Schwarzbuben (welcher andere Kanton leistet sich schon ein Schwarzbubenland?), eine Storchen-Heimat bei Altnau. Das Wasseramt nicht vergessen, mit seinen Wander-, Wasser- und Radwegen und - ach, es gäbe noch so manches zu erwähnen...

Ortsnamen auf «-ach» übrigens werden auf gallo-römische Siedlungen zurückgeführt, besonders im süddeutschen Sprachraum als häufiges Suffix für Namen von Fliessgewässern. Da haben wir sie doch wieder, den tiefsten und höchsten Punkt des Güggu-Kantons: Dorn-ach, Selz-ach. **N**un zu den äusseren Werten. Die Länge der Güggu-Kantonsgrenze misst sagenhafte 380 km, eine Distanz, die sich fadengerade weder in die Schweiz pressen lässt noch einen flächenvergleichbaren Kanton mit gerade mal 791 km² als ernsthaften Konkurrenten kennt. Welche Erkenntnis gewinnen wir? Hahn im Korb, Hähnchen auf dem Grill? Mitnichten! Es lebe der Güggu-Kanton, der so platt gar nicht ist. Allenfalls gefedert und geteert. Letzteres vor allem die an chronischer Verstopfung leidende Hauptverkehrsader namens A1 - alles andere als 1A. Und das nicht nur zur Osterzeit.

Lädele

Laden. Was für ein Wort! Im Schiessstand gesprochen hat es eine andere Bedeutung als in der Einkaufsmeile, wo auf Neudeutsch eher Fun-Shoppen angesagt ist. (Früh-Schoppen ist nochmals etwas anderes.) Wenden wir uns für einmal nicht dem Tätigkeitswort «laden», sondern dem weitaus interessanteren Dingwort «Laden» zu. Also der Laden muss im Mittelalter, dem vermeintlich finsternen, ein Brett gewesen sein, auf dem allerhand Waren feilgeboten wurden. Irgendwann hat sich das (mittelhochdeutsche «lad») totgelaufen, spezielle Servicekonzepte mussten her: Laden mit Bedienung (Einzelhandelsgeschäft) und Laden ohne/nur mit teilweiser Bedienung (Selbstbedienungsladen). Aus letzterem muss irgendwann der Supermarkt hervorgegangen sein. Markt! Super? Bin total geladen!

Ä löu, ä blöda siech, ä glünggi unä sürmu («schimpfwörter sy glückssach») ist man mit Mani Matter geneigt, sich über Zeitgenossen zu enervieren, die an die Mär vom Markt glauben, der sich selbst reguliert. Und das auch noch super finden? Mit Verlaub! Es sind Menschen, die den Markt beim Lädele bestimmen. Anbietende und Nachfragende. Handelnde und Gehandelte, Ködernde und Geköderte. Manipulierende und Manipulierte. Wie Schrotladungen lassen die Aktiven Super Spar-Angebote, Preisknaller, -kracher und -brecher auf die Passiven einprasseln. Hammerpreise und Hammer-Hammerpreise. Ham'ma etwas vergessen? Klar doch. XXL-Supersparangebote, der Rest landet im Müll. «Schtärneföifi» kann ein Lied davon singen: «13 Tonne Banane» lassen sie mit ihrem Song im Strassengraben liegen. Was für ein Klacks gegen die 55000 Lastwagenladungen Food, die allein in der Schweiz im Müll landen. Macht 2,2 Millionen Tonnen jährlich.

Das gibt's tatsächlich. Ein Tool im Internet - fast wie im richtigen Leben selber grösste Müllhalde der Welt und Info-Segen zugleich - zeigt, was im weggeworfenen Essen steckt: jede Menge verlorene Energie und damit verbunden nicht selten eine hübsche Summe Geld. Wie viel genau, zeigt besagter «Resterechner». Einfach ein Nahrungsmittel auswählen, in die Tonne werfen - und überraschen lassen! Auch darüber, dass jedes Jahr weltweit fast ein Drittel aller eingekauften Lebensmittel im Abfall landet. 1,3 Milliarden Tonnen. Andere hungern. Und das ist nicht unbedingt eine andere Geschichte. Alles hängt mit allem zusammen auf unserem überstrapazierten Erdkugeli.

Erstaunlich ist, dass im germano-helvetischen Grossverteiler-Wettbewerb das Lädeli am Markt einigermassen mithalten kann bzw. eine Renaissance erlebt. Äs het, so lang's het. Es wird eben nicht aus rein pekuniären Gründen aus Überfluss auf Abbruch hingearbeitet. Masslos. Niemand weiss so genau, weshalb die Dinosaurier ausgestorben sind. Fest steht lediglich, dass Grösse anfällig macht, Globalisierungsprozess hin oder her.

Lieben Sie auch diese Einkäufe in der vertrauten Umgebung, im Chäsegge, in der Chäsi oder Molki, die übrigens auch alle Dinge des täglichen Bedarfs führen neben einem freundlichen Wort an der Kasse oder der Theke (kommt auch im Supermarkt vor, ich weiss). Dazu gibt's zum Beispiel die frisch gekochten Randen, noch verführerisch warm. Als Schöngrün noch Landwirtschaftliches produzierte, gab es aus unmittelbarer Nähe einheimische Produkte, liebevoll und ohne Berührungsängste «Knasttomaten» oder «Knastäpfel» genannt. **I**nzwischen schwebt die Frage im Raum und harrt einer Antwort: Lieber mit Bedacht im Lädeli lädele als konsumberauscht im Aldeli lidele? Übernehmen Sie, liebe Leserinnen und Leser, liebe Konsumentinnen und Konsumenten. Wollte noch hurtig auf dem Solothurner Rossmarktplatz ein Schübeli Buechibärger Bärlauch lädele. Muss ja nicht immer alles jederzeit in XXL verfügbar sein.

Mödeli

Angekommen ist hierzulande definitiv, wer nicht mehr umzieht oder siedelt, sondern zügelt. Denn bei Umzug denkt der Jurasüdfüssler reflexartig an Fasnacht und die damit verbundenen Prozessionen. Umziehen? Allenfalls Klamotten. Siedeln? Nix mit Ackerbau und Viehzucht. Wobei das eine wie das andere nichts anderes besagt, als dass man sich mit Sack und Pack von hier nach dort bewegt. Vorzugsweise im Frühling oder auch im Herbst. Die einen ziehen mit dem Karren um. Andere versuchen womöglich ihr Pferd zu zügeln, inzwischen wohl eher die PS ihres (Lebens)gefährts. Dritte siedeln um, von Linz nach Solothurn, von YB zu Werder, von Bremen nach Luterbach.

Nun denn, Sprache verbindet und trennt, Sprache ist ein Segen und ein Quell unerschöpflicher Missverständnisse. Die einen gehen, während die anderen laufen, wobei die, die gehen, beim Laufen einen anderen Drive drauf haben, was wiederum von jenen, die laufen, als springen verstanden wird. So kann es schnell passieren, dass Sprachfremde auf den Weissenstein laufen. Während die, die eine gemächlichere Gangart mit der Muttersprachenmilch (alles Gute zum Muttertag!) aufgesogen haben, es gemütlich nehmen, indem sie gehend den Berg hoch laufen. Wobei Gehen auch noch eine ausserirdisch anmutende Sportart ist, aber bleiben wir auf dem Boden.

Klar doch, am Anfang war das Wort, heisst es in einer weltweit verbreiteten Schrift. Aber bis dahin war's ein langer Weg: runter von den Bäumen, sich im aufrechten Gang üben, Kehlkopf und Zungenbein spriessen lassen. Das alles hat gedauert. Danach ging es relativ rasant voran. Grunzen, plappern, quasseln, knurren, brüllen, heulen, kreischen, keifen. Haben wir etwas vergessen? Egal. Zurzeit spricht man - je nach Zählart und grosszügig über die Daumen gepeilt - zwischen 3500 und 7000 Sprachen, von den Dialekten und absterbenden Sprachen ganz zu schweigen. Geblieben ist das Sprechvermögen, das den modernen Menschen von allen anderen Affen unterscheiden sollte.

Emkurs in die ferne Vergangenheit hin oder her - es wird Zeit für einen Blick vorwärts. In den Tagen nach Auffahrt ziehen zum 34. Mal die Solothurner Literaturtage ins Land(haus), wo sich heuer wieder weit über 10000 Gens de lettres von der Muse küssen und unter anderem in die Kunst des Übersetzens einweihen lassen. Für die dreitägige Veranstaltung, die sich seit eh und je dem einheimischen Schaffen in allen vier Landessprachen verpflichtet fühlt, ist angerichtet: Es gibt Spoken Words, Icon Poet, Poetry Slam... Haben wir inzwischen fünf Landessprachen? Sei's drum, Hauptsache Geschichten. «Gschichte si nid wi Zähn, wo nume zwöi Mou chömen und wenn se verbrucht hesch, isch fertig. Nei, d Gschichte wachsen immer wieder noche.»

Natürlich haben Sie's erkannt: Pedro Lenz, gebürtiger Langenthaler mit Wohnsitz Olten, und sein Dialektroman «*Der Goalie bin ig*». Ein Loser vor dem Herrn, dieser «Lafericheib», wurden doch beim Tschutte auf dem Pausenplatz die weniger begnadeten Fussballer schon immer ins Tor (ab)gestellt. Wie aber lautet die hochdeutsche Übersetzung? «*Der Keeper bin ich*». Na ja, klingt ein bisschen nach Olli Kahn. Und im Italienischen? «*In porta c'ero io!*» Im Tor steh ich! Man denkt unweigerlich an Wencke Myhres «Er steht im Tor, im Tor und ich dahinter...» Und schon ist er im Kopf, der Ohrwurm, sitzt fest wie liebgezwonnene Dialektausdrücke, das «Mödeli Anke» zum Beispiel. «Mödeli» mag ja noch als Verniedlichungsform von «Mode» (oder Berndeutsch «Modi» alias «Meitschi») durchgehen - nicht aber «Mödeli Anke». Denn das ist alles andere als die zu klein geratene Konkurrentin der grossen GNTM-Heidi K. (Saumödeli, diese Abkürzungen!) Wenigstens wissen sie in der Molki um die Ecke mit «Mödeli Anke» etwas anzufangen.

ebi

Halten

Halten! Und das immer vor dem Zebrastreifen. Anhalten. Lose, luege. Laufen erst, wenn nichts kommt. Wie wir's im Kindergarten gelernt haben. Leicht anders verhält es sich mit Sachsen-Anhalt, dessen Einwohner Sachsen-Anhalter genannt werden. Was damit gemeint ist, wird je nach Dringlichkeitsstufe im deutschen Bundesland gleichen Namens unterschiedlich interpretiert. Im Normalfall: Halt auf Sachsengebiet. Im Notfall: Biopause in Sachsen. Im Sonderfall: Durch Sachsen ohne Anhalt(en). Bleiben wir aber doch beim Halten und vollziehen einen Zeit- und Ortswechsel - von der Gegenwart in die Vergangenheit und wieder zurück, vom mitteldeutschen Gebiet in die lieblich gewellte Moränenlandschaft im äusseren Wasseramt, die - wir haben es seit Schulabgang im Hinterkopf behalten - der eiszeitliche Rhonegletscher geformt hat. Was allerdings kein Garant dafür war, dass sich die Siedler beim Markieren ihres Reviers noch im Jahre 1332 auf dem nachmaligen bernisch-solothurnischen Grenzgebiet gegenseitig die Köpfe eingeschlagen haben (Stichwort Gümmenenkrieg).

Also halten in Halten, wo alles natürlich viel früher angefangen hat als im Mittelalter, wie Siedlungsspuren aus der Bronzezeit und Streufunde aus der römischen Epoche uns vor Augen halten. Die erste urkundliche Erwähnung des Ortes erfolgte 1201 unter dem Namen Haltun, von 1274 ist die Bezeichnung Halton überliefert. Der Name ist abgeleitet vom Abhang eines Hügels, von Halde, wie Müllhalde, von denen uns im Kanton Solothurn einige in Atem halten. Zugute halten muss man, dass der Stadtmist erkannt und weggekartet wird. Nach diesem kurzen Zwischen- und Dafürhalten: Halten ist alles andere als Müllhalten.

Lebendiges Wahrzeichen des im solothurnischen Wasseramt gelegenen Halten ist der auf einer kleinen Anhöhe stehende 12 Meter hohe Turm, Überbleibsel einer einst stolzen und wehrhaften Burg aus dem 12. Jahrhundert. Aber halten wir doch für einen Augenblick inne, halten den Ball flach, die richtige Haltung für den VBC Halten. Oder auch den HSV - nicht Finkes Hamburg, sondern eben Sportverein Halten.

Turm zu Halten, den gilt es zu erhalten und zu nutzen. Dabei musste er im Laufe der Zeit für so vieles herhalten. Halten wir uns an die Chronisten: mittelalterlicher Wohnturm, Sitz der Ritter von Halten, auch Gefängnis, ein Verwahrungsort halt, um die bösen Buben vom Freilauf in Halten und Umgebung zurückzuhalten.

Es ist der Zeitpunkt gekommen, wo sich die geneigte Leserin, der geneigte Leser, langsam fragen mag, wie man sich diesem gar nicht verhaltenen verbalen Verhalten gegenüber verhalten soll. Der Lektüre enthalten oder doch lieber am Text festhalten? Gemach, gemacht. Wer es bis hierher geschafft hat, wird sich auch des Rätsels Lösung nicht entgehen lassen.

Nun kommt's, wohin die Reise mit den vielen Halten, ohne Mass zu halten, führt. Ganz einfach. Die Stiftung Museum Wasseramt Turm in Halten wird dieser Tage 50 Jahre alt. Und deren reichhaltig gehaltenes Jubiläums-Fest sorgt für Nachhaltigkeit. Im bis tief in den Juni anhaltenden Programm sind Ausstellungen ebenso enthalten wie Märchen-Nachmittage und Sketchabende. Dieses 50-Jahr- Jubiläum wollen wir doch nicht unter Verschluss halten, nicht geheim halten, nicht vom Hals halten, vielmehr in Ehren halten, im Auge behalten, Kurz: In dieser Kolumne kommt der Wortstamm Halten mindestens 50mal vor: für jedes Jahr zuhause der Stiftung Museum Wasseramt Turm in Halten ein Halten: von Durchhalten über in Ehren halten bis Ziel im Auge behalten und nicht zuletzt am Fest festhalten. Und für diese Kolumne gilt ab sofort: Mund halten. Kein Problem. Da kein Platz mehr! Halten-Anhalt. Und falls ein Panther über den Weg laufen sollte, nicht aufhalten!

Giga

Kennen wir doch, heute ist ja alles immer ein bisschen Mega, mega-cool zum Beispiel. So redet schon Grosi, sofern sie vor den Kids nicht mega-out dastehen will. Mittlerweile ist Giga angesagt, Gigabyte, Gigaflop und Gigathlon. Den klassischen Marathon lassen wir mal aus, der verleitet nur zu platzfressenden Wortspielereien. Bewegungshungrige begeben sich also Ende Monat schwimmend, radelnd, laufend, skatend und bikend auf die zweitägige Abenteuerreise durchs Mittelland, von Olten über Solothurn nach Sissach, dem Hallwilersee entlang nach Sursee und schliesslich zurück zum Ausgangspunkt. Eine Postkartenstrecke über verschlungene Wege, entlang der Aare, durch Agglomerationen und auf die Höhen des Jurakamms. Das hinterlässt Spuren - auch in der Umwelt.

Lange hat's gedauert, es ist soweit. Der Gigathlon 2012 soll möglichst spurlos als autofreie Veranstaltung in die Geschichte eingehen. Und erhält gewissermassen eine sechste Disziplin: Zugfahren. Wo wir wieder bei Olten wären als Eisenbahnverkehrsknotenpunkt und den SBB, die 58 Extrazüge einsetzen, um sämtliche Material- und Personentransporte von der Anreise bis zur Abreise auf die Schiene zu verlagern.

Also, es dürfte spannend sein zu beobachten, wie die Schwimmer in Solothurn aus der Aare steigen und sich aufs Bike schwingen. Nicht nur einige wenige, sondern rund 6000 Athletinnen und Athleten machen sich auf den mehr als 400 km langen Weg. Während zeitgleich andere Ausdauersportler, sprich Freunde der klassischen Töne, einem weiteren Event openair frönen, dem Opern-Event Solothurn Classics. Was wäre der Mensch ohne allseits verfügbare Verpflegung. Logik hin, Logistik her: Mehr als 70 Tonnen Esswaren, 25 000 Liter Mineralwasser - und 2500 Liter Bier gibt es zu verwalten.

Sport meets Classics. Der Körper den Geist. Dabei geben sich die bilateralen Treffen Sport und Kultur von Alters her eher verbindend als trennend, wenn wir an die antike Rezeptur vom gesunden Geist im gesunden Körper denken. Sollte eigentlich auch für einen weiteren Giga-Event gelten, der sich aktuell hierzulande vorab durch Fahnen bemerkbar macht. Gemeint sind nicht die Fahnen der vergangenen Biertage, die dürften sich längst verflüchtigt haben. Es sind die Fahnen auf hiesigen Balkonen oder Fahrzeugen, durch die Giovanni, Horst, Slotan, Marek und Jose ihr EM-Revier markieren.

Sport war schon immer Spiel und Epos zugleich. Zumal man sich nur schwer des Eindrucks erwehren kann, dass bereits «Odyssee» und «Ilias» mit ihren endlosen Kampfbeschreibungen in erster Linie Sportreportagen waren. Fussball sei eine Ballsportart, bei der zwei Mannschaften mit dem Ziel gegeneinander antreten, mehr Tore als der Gegner zu erzielen und so das Spiel zu gewinnen, notiert spröde Wikipedia. Selbstverständlich ist Fussball viel mehr. Es ist ein Kampf der Tore und Gesänge, das Europas Stämme froh vereint. Froh vereint? Bei all den Feuerkörper- und Bananenwerfern? Vergessen wir nicht die Viererkette, die bei der Euro 2012 auf keinen Fall reissen darf: Mega-Fun, Mega-Publicity, Giga-Kommerz, Giga-Event.

Ist eigentlich ein Event männlich oder sachlich? Egal, beim umgangssprachlich genutzten «Denglisch» gibt sich sogar der Duden kulant und lässt beides gelten. Sind die Solothurn Classics mega oder giga? Und der Gigathlon? Ein Showdown der Superlative? Hier zählt weniger der Sieg als einfach die Freude des Dabeiseins.

Kommen wir noch kurz auf die Frage zu sprechen, wer denn Fussball-Europameister wird. Roger! Hmm... Klar, mal Roger fragen. Denn unser spassiger Tennisballer hat da eine äusserst präzise Vorstellung. Er tippt auf ein europäisches Land. Ein Volltreffer aus der Rückhand. Giga-cool.

Brings & hols

Unglaublich, was da so an einem schönen Tag zusammenkommt, der Strom an Nachschub reißt nicht ab. Die Rede ist von Angeschlagenem, Antikem, Besteck, Bildern, Dosen, Fussbad, Gebasteltem, Geschirr, Gesticktem, Gläsern, Handtaschen, Kaffeemaschinen, Koffern, Klappstühlen, Kommoden, Körben, Krügen, Lampen, Nippes, Platten, Puppen, Plüschtieren, Radiatoren, Stühlen, Tassen, Teppichen, Tischen, Toastern, Weinregalen, Schachteln, Schmuck, Sieben, Souvenirs, Spielen, Spielzeugen, Skischuhen, Videos, Weihnachtsschmuck, Werbegeschenken, Zubern - das volle Programm, von A bis Z.

Der Mensch ist nicht nur Jäger, er ist auch Sammler, der nicht nur gerne kauft, sondern eben auch gerne hortet. Und seit er sesshaft geworden ist, spricht Keller und Estrich sein Eigen nennt, neben all den Schränken und Kommoden, da sammelt sich so Mancherlei an. Über Jahre, Jahrzehnte und Generationen müllt sich der Homo oeconomicus zu. Zu schade zum Wegwerfen, ins Internet stellen bringt es auch nicht, für den Müll reut es einen doch, oder der Kebab-Sack reut.

Wie gerufen kamen da die ersten Bring- und Holtage. Was für ein Versprechen. Kostenlos abgeben, was man nicht mehr braucht, dafür etwas gratis mitnehmen, was einem gefällt. Die Idee hinter dem Projekt ist, Gegenstände des Alltags gratis weiterzugeben, also so etwas wie eine Tauschbörse durchzuführen. Die Absicht dahinter war, dass noch brauchbare Alltagsgegenstände nicht in den Abfall wandern, sondern ein verlängertes Leben erhalten. Das ist noch schöner als Sommerschlussverkauf, alles ist möglich und Schnäppchen sind garantiert. Und sonst bringt man es eben im nächsten Jahr wieder zurück.

Hinter dem Idyll lauert, fast wie im richtigen Leben, die Kehrseite der Medaille. Zum einen wird an den Wühltischen rücksichtslos gedrängt und gerangelt um den begehrten Trödel. Zum anderen kommt es auf die Reihenfolge an: Es heisst nicht «Hol- und Bringtag», sondern «Bring- und Holtage». Die einen bringen etwas und nehmen etwas, andere bringen viel und nehmen nichts, um nicht gleich wieder die frei gewordenen Plätze daheim zu füllen. Dritte wiederum bringen nichts und nehmen viel. Da wird dann der Anlass zum «Hol- und Bring-nix-Tag». Andere verstehen den Anlass als «Bring-alles und Hol-nix-Tag», nehmen also die Gelegenheit wahr, um ihr Sperrgut gratis zu entsorgen - immer noch besser direkt vor Ort des Werkhofes als klammheimlich nächtens im Wasser oder Wald.

Bring- und Holtage, von vielen Gemeinden eingeführt, um Littering in geordnete Bahnen zu lenken, von manchen wieder abgeschafft, weil sie fürs Gemeindepersonal noch etwas anderes bringen: zusätzliche Arbeit. Mehr oder weniger, je nach dem, wie akribisch das Tauschhandelsgut unter die Lupe genommen wird. Nichtsdestotrotz, begehrt sind sie allemal, wenn auch der Anreise-Tourismus nicht ohne ist. Nicht nur Einheimische, auch Auswärtige mit BE-Kennzeichen fanden Gefallen am durchaus familiären Luterbacher Mittsommer-Trödeltreff. Es ist der Tauschhandel der Moderne, ohne Zwischenhandel, ohne Margen, und immer das «Gratis» wie Dollarzeichen in den Augen. Und sozialer Anlass, Begegnungsstätte, Austausch, Sperrgut kontrolliert entsorgt, Kinderherzen glücklich gemacht mit Stapeln Pferdebüchern und Puzzles, Junghaushalte aufgefüllt, Händler reicher gemacht. Ja, eine wahre Fundgrube (oder auch Warenfundgrube) für Trödel-Händler. Und ein Dorffest mit gemütlichem Beisammensein bei Kaffee, Kuchen und Bratwurst.

Wie steht's eigentlich mit dem Tauschhandelsersatz Geld, auch Goldenes Kalb genannt, das bekanntlich nicht stinken soll, in wunderlicher Weise zu einem Selbstläufer geworden ist, von dem einige wenige täglich jede Menge holen und nix bringen? Darauf dürfen wir wohl noch lange warten, bis sich da das Bring-alles- und Hol-nix-Syndrom einstellt. Erst kommt hols ... erholsame Sommerferientage!

Weinselig

Highheels oder Turnschuhe? Sommer oder Winter? Strand oder Berge? Ein ebenso belebendes wie beliebtes Frage-Antwort-Spiel, das gelegentlich auch schon mal eine «Weder- noch-» wie «Sowohl-als- auch-Antwort» zulässt. Dezipierter fallen die Antworten aus, wenn die Fragen quasi-religiöse Züge aus allen möglichen Lebenslagen annehmen: Fussball oder Eishockey? Barga oder Real? Tierisch oder vegetarisch? Links oder rechts? SP oder SVP? Mac oder PC? Bier oder Wein?

Während der Gerstensaft mit den jährlich wiederkehrenden Solothurner Biertagen (werden nächstes Jahr «öufi») in den Frühlingstagen auch an dieser Stelle gebührend zelebriert wird, sucht man vergeblich nach Solothurner Weintagen. Gibt's wenigstens alten Wein in neuen Schläuchen? Es ist niemand Geringeres als die Solothurner Regierung, die in einer kaum beachteten Antwort auf eine Kleine Anfrage zur Karaffe griff, kein Wasser predigte und Wein trank, auch kein Wasser in den Wein goss, sondern klaren Wein einschenkte: Der Regierungsrat will künftig nicht nur Solothurner Wein aus interspezifischen Sorten (Kreuzungen von europäischen und amerikanischen Trauben wie Regent oder Cabernet Jura) trinken. Bei der Auswahl der Weine seien vor allem «das Gesamtbild des Weincharakters und nicht die Rebsorte relevant». Deshalb würden weiterhin «ausgewogene Weine» berücksichtigt, «die sich für unsere offiziellen Anlässe eignen und möglichst allen Gästen munden».

Eigentlich gibt es keinen Grund, Alkohol zu trinken, uneigentlich aber stets einen Anlass. Da soll noch jemand behaupten, dass früher alles besser war. Noch mehr als heute war das Misstrauen allgegenwärtig. Jedenfalls ist die Berufsgattung des Seneschall ausgestorben. Dessen risikoreicher Job war es, Speisen und Getränke, die für den König oder Fürsten bestimmt waren, vorzukosten. Heute es den Seneschall, auch Truchsess genannt, nicht vom Sesseli, konnten die Oberen glauben - lateinisch «credere» -, dass die Speisen und Getränke, die anschliessend «kredenz» wurden, nicht vergiftet waren.

Es war Heinrich Heine, der mal moserte, dass Bier und Schnaps die Getränke der Völker seien, denen Nebel und Regen vertraut sind. Da hatte er aber im Lateinunterricht nicht aufgepasst. Der römische Historiker Tacitus hat beschrieben, wie die germanischen Völker während Ratssitzungen immer Wein tranken, weil sie glaubten, niemand könnte effektiv lügen, wenn er betrunken sei. Tacitus hat sich dabei auf die Erkenntnis «in vino veritas» berufen, die sich bis heute hartnäckig im humanistischen Bildungsgut verankert hat. Aber holterdipolter! Der Verdacht, dass im Wein die Wahrheit liegen könnte, führt noch viel weiter zurück: Als ursprünglichen Verfasser haben Altphilologen Alkaios von Lesbos (Studi-Scherz: «lesbischer Alki») dingfest gemacht.

Wein war und ist ein wesentlicher Bestandteil ritueller Praktiken in verschiedenen Kulturen. Die im Weingenuss gesuchte Ekstase wurde als etwas betrachtet, das Nähe zu einer Gottheit schaffen kann. Eine These, die sich zwar nicht unter jenen 95 befindet, die, so die Überlieferung, Martin Luther am 31. Oktober 1517 eigenhändig an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg genagelt haben soll, aber anderweitig verbürgt ist: «Bier ist Menschenwerk, der Wein aber ist von Gott».

Wie steht's denn mit anderen Getränken, zum Beispiel Tee oder Kaffee? Für mich war die Vorliebe der Engländer für Tee schon immer ein Rätsel. Bis mir neulich ein ausgewiesener Britannien-Kenner mit einer Gegenfrage auf die Sprünge half: Schon mal britischen Kaffee gekostet? Und führe uns nicht in Versuchung, Ähnliches auch auf die Solothurnische Bierpräferenz zu übertragen. Dann lieber doch Hans Mosers weinseliges Bekenntnis zur Kenntnis nehmen, das er singenderweise - ach was, nuschelnderweise - der Nachwelt hinterlassen hat: «I muass im frühern Leben a Reblaus gwesen sein... »

Stresstest

Es dauert nicht mehr lange, dann gibt's mitten in der Sommerferienzeit Stress, exakt am Samstag, 28. Juli 2012, um 23 Uhr. Die Location, wie das auf Neudeutsch heisst, ist auch schon bekannt: Äusseres Wasseramt. Es war schon immer der Wunsch der Veranstalter, Andres Andrekson in den neun Kilometer östlich des Kantonshauptortes Solothurn gelegenen, urkundlich erstmals vor 760 Jahren als Ezzinchoh verbürgten Ort zu lotsen. Andres Andrekson? Genau, jener Andres Andrekson, der als Zwölfjähriger von Estland in die Schweiz zog, an der Uni Lausanne Wirtschaft studierte und seitdem mit seinen Songs dezidiert gegen jegliche Form von Rassismus und politischen Extremismus vorgeht. Wie er wohl beim Openair Etziken 2012 ankommt? Zwar spreche er ein bisschen Deutsch, hat er einmal gesagt. Aber Schwizerdütsch? Vergiss es! Um dennoch für eine möglichst grosse Hörerschaft verständlich zu bleiben, lässt Stress seine Lyrics im Booklet zweisprachig abdrucken: deutsch und französisch. Nix da englisch, das für Kids als Frühunterricht im Gespräch ist.

Bei herrlichem Wetter - das dem 16. Openair Etziken zu wünschen ist - öffnet sich westwärts («Züri West» ist übrigens auch dabei) ein herrlicher Ausblick auf den Weissenstein, wo sich zum 18. Mal eine eingeschworene Gemeinde auf die Suche nach dem Stein der Weisen macht. Wir sagen nur eins und das auf Suaheli: Uhuru!

Es sind oft verschlungene Wege, wie jemand oder etwas zu seinem Namen kommt. Stress ist klar, ist sowohl Name wie Zustand. Wie zum Beispiel Blau. Doch bei der Namensfindung kann manches schief laufen. Ein Beispiel ist die Modellreihe e-tron eines deutschen Autoherstellers. Auf Französisch heisst etron, wie Stress sicher weiss, Kothaufen oder Stuhlgang. Ohalätz! Und DjBobo? Oh je, da findet sich von Spanien bis Japan so allerlei. Na ja, wie immer wieder unbedachte, weil vermeintlich originelle Namensgebung für Grinsen sorgt.

Völlig unverdächtig ist Uhuru, jener 1994 gegründete Verein, dessen Ziel und Zweck die jährliche Durchführung des Festivals gleichen Namens ist. Uhuru wie Freiheit. Genächtigt wird freiheitlich für ein Rundum-Retro-Hippie-Feeling im «höu blöue VöuWe»-Bulli-Zelt. Während an vielen Festivals Musik nur konsumiert wird, tanzen, singen und musizieren die Uhurus in freier Natur eine Woche lang gleich selber. Da wird getrommelt und ins Horn gestossen, sei's ins Schisheputsch, Dung Chen, Carnyx, Schofar, Lepatoru, Payze, Didgeridoo oder in die alpine Variante, das Alphorn. **L**asst uns also aufbrechen und ins Horn stossen! Unser Deutschlehrer hat den Unterricht auch schon mal mit der Variante eröffnet: «Dann lasst uns aufstossen und ins Horn brechen». Und alle wussten, dass er nicht so gut drauf war. Dass jemand an/aufstösst und ins Horn/ Korn bricht, kann gelegentlich auch bei Party-Gängern beobachtet werden. Halb so schlimm, solange die Ausnahme nicht zur Regel wird. Sonst wird's ein Fall für Stress, in dessen Songs Alkohol, Drogen, Sehn- und andere Süchte kritisch thematisiert werden.

Noch mehr Stress. Im Oktober 2007 veröffentlichte er die Single «On n'a qu'une terre», in der er sich mit den Themen Globale Erwärmung und Ressourcenknappheit beschäftigt. Bemerkenswert, dass jemand im seichten Umfeld globaler Infotainment mit gebührender Ernsthaftigkeit auf die Erkenntnis aufmerksam machen muss, dass wir nur eine Erde haben. Stress ist in Etziken der richtige Mann zur rechten Stelle, denn das Openair arbeitet erstmals mit «Viva con agua» zusammen, einer Organisation, die Menschen in Entwicklungsländern Zugang zu sauberem Wasser ermöglicht. Da kann er mit bestem Beispiel vorangehen, notfalls auch rappend seinen Trinkbecher für Trinkwasser retournieren und das Pfand einer gerechteren Welt spenden. Und viele können es ihm gleichtun im Amt des Wassers - nicht völlig stressfrei.

Chilbi-Zyt

Bald ist die grösste, längste, teuerste Chilbi aller Zeiten Geschichte. Dann wird auch der sportliche Giga-Event London 2012 den Gang alles Irdischen hinter sich haben. Giga-Event? Meinetwegen. Sportlich? Vergiss es! Für das IOC sind die Wettkämpfe längst nur Beigabe. Vorrangig geht es ums Goldene Kalb. Welche Botschaft bleibt denn, wenn weltweit eingetrichtert wird, dass die Athleten unter der Sponsoren-Flagge von McDonalds und Coca-Cola um die Wette rennen? Und das bei anschwellender Fettleibigkeit quer durch die Altersklassen und Industriestaaten samt China. Während die CH-Delegation angesichts der bis dato suboptimalen Medaillenausbeute unfreiwillig den wahren olympischen Gedanken auslebt (dabeisein ist wichtiger!), können wir uns ja schon mal Gedanken machen über die 1,3 Mrd. Tonnen Esswaren, die jährlich im Müll landen. Einschliesslich Fleisch, das anderen Lebewesen abgezwackt wird. Dem Huhn, Schwein, Pferd, Rind etc.

Unter anderem auf dem Weissenstein hat uns Mutter Kuh in Sachen Tierkunde eine Lektion erteilt. Nämlich, dass sie kein Kuschtier ist, vor allem dann nicht, wenn sie unter Hundeallergie leidet. Ist auch noch ein Kalb mit im Spiel (nicht golden), dann kann Kuh auch Menschen gegenüber stutenbissig werden, wie uns die Nachrichtenflaute aus dem Sommerloch vor Augen führt. Sollte Mensch, der in des Wiederkäuers Revier seinen Liebling Gassi führt, eigentlich wissen.

Ja, es ist Chilbi-Zyt, ursprünglich religiöser Herkunft wie Olympia. Chiubi, Chilbi, Chüubi von Attiswil über Niederwil bis Olten und darüber hinaus. Da darf auch WWW nicht fehlen, Weiser Wasserämter Weltblick: Wer als letzter von der Kriegstetter Chräbs- Chilbi - mit ihren jeweils Zehntausenden von Besuchern Platzhirsch unter den Chüubis - heimkehrt, hat den Herbst am Rücken. Oder findet sich zwischen dem 7. und 9. September an der Biberister Chilbi wieder.

Durchaus bemerkenswert ist auch die Chilbi jener Einwohner, die bis 1481 Österreicher waren, dann Schweizerbürger wurden und nun Solothurner sind. Wie wir uns erinnern, verhöckerte anno 1458 der damals schwer verschuldete Thomas von Falkenstein die reiche Herrschaft Gösgen für das Schnäppchen von 8200 Gulden (Münze aus Gold im Gewicht von 3,54 gr.) an Solothurn. Bingo! Mitunter Kuh-Bingo, heute Höhepunkt der Walterswiler Chilbi. Besucher fiebern mit, wenn Kühe in einem der 144 Felder ihren wertvollen Fladen hinterlassen. Fällt er in das von einem Gast ausgewählte Feld, gewinnt dieser was auch immer. Was sich Kühe bei dieser von Menschenhirn oktroyierten Beschäftigung wohl denken? «Mensch, erst mal vormachen, bitte!»

Halb so wild. Etwas anderes dürfte Kühen mehr Magenschmerzen bereiten: Bierdosen und anderes unverdauliches Zeug, das im Sog der Wegwerfgesellschaft und der damit verbundenen Freizeitbeschäftigung «Littering» in die Kuh-Pansen gelangt. Wen haben wir noch? Jede Menge Schwein, dessen hierzulande verschmähten Innereien als Delikatesse den Weg ins Reich der Mitte finden. Was noch? Schwarzer Panther? Der scheint sich ins Sommerloch verkrümelt zu haben. Dafür taucht aus den Tiefen der Wälder ein anderer Geselle auf. Nein, nicht der böse Wolf samt Rotkäppchen. Auch nicht Radkäppchen mit dem bösen Golf, das seit einiger Zeit als Technikmärchen seine Runden dreht. Es ist Reineke Fuchs.

Der sorgte für eine Chilbi der besonderen Art, die den Verdacht aufkommen lässt, dass er am Jurasüdfuss klammheimlich vom (Hühner- und Gänse-)Jäger zum Sammler mutiert. Eine Sippe von Stadtfüchsen hat im Solothurner Steingruben-Quartier seltsame Beute zusammengetragen: Schuhe! Jungfüchse im Flegelalter auf Schuhklau! Fuchs, du hast die Gans gestohlen! Sangen wir früher. Und heute? Fuchs, die hast du ganz gestohlen - sei's Wander-, Stöckel- oder Sportschuh. Ob auch ein Puma dabei war, entzieht sich unserer Kenntnis.

«L'Art»

Kunst, behaupten böse Zungen, kommt von Können, frei nach dem Motto «kunste» oder «kunste nicht». Wobei sich «kunste» und «kunste nicht» ungefähr die Waage halten und heute die Kunst sowieso alle Freiheiten hat. Der röhrende Hirsch ebenso wie die Nackedei-Performance, das gebeutelte Blech wie das Stuben-Mobiliar. Gerne bemühen wir daher das etwas in die Jahre gekommene «Kunst kommt von Können, käme sie von Wollen hiesse sie Wulst, oder auch Wunst». Und nicht vergessen, unser aller Johann Nestroy, der gesagt haben soll: «Kunst kommt von Können, und wenn man's kann, ist es keine Kunst». Oder auch: «Kunst ist, wenn man's nicht kann, denn wenn man's kann, ist's keine Kunst.»

Kunst ist, was man sich nicht erklären kann, sagen Spötter und meinen vor allem die Moderne. Kunst ist vor allem ein deutsches Wort mit erstaunlichem, epochalem Wertbestand. Bereits im Althochdeutschen hiess es «kunst» (Plural «kunsti»), im Mittelhochdeutschen «kunst» (Plural «künste») und heute noch immer «Kunst» beziehungsweise «Künste».

Um die sieben freien Künste machen wir einen Bogen, steuern direkt auf die französische oder englische Art zu, die Beaux Arts oder Modern Art - und damit auch auf «Art Basel» samt Ableger «Art Basel Miami». Das ist eine Art Schaulaufen der Superlative, der Eitelkeiten. Kunstolympiade sozusagen, bei der alles vertreten ist, von Künstlern über Sammler bis Groupies, Pop- und anderen Stars und Sternchen. Laut und schrill, schön oder provozierend, zeitgeistig oder klassisch, schräg oder blendend, oftmals auch verblendend. Kunst als Kunstwerk wird hier zum Kunstwert und folgt dem Markt der Preise in Millionenhöhe.

Dass es auch anders geht, zeigt Langenthal. In der Oberaargauer Metropole lautet die Devise: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muss der Prophet eben zum Berge gehen. Leise, unspektakulär, dafür ein wenig schräg und gwundrig. «L'Art» heisst der Anlass kunstengagierter Langenthaler, eine Art Kunst im Ort nach Langenthaler Art. Eingereiht ins Stadtbild von der Löwenbrücke bis zum Wuhrplatz, zeigt sich bis Mitte September Kunst als Kunde im öffentlichen Raum.

Kunst kommt also auch von künden und ist die Kunst des Sehens, des Wunderns. Stehen bleiben, schauen, wahrnehmen, auf sanfte Töne lauschen. Kopf hoch oder auf den Boden gerichtet, Blick nach links oder nach rechts, innehalten. Wo ist sie denn, die Kunst der zwölf Kunstschaftenden? Die Badematratze da, ist die echt? Nee, aus Marmor! Und die Fahnen, bunt flatternd, künden sie etwas an oder verkünden sie malerische Freude? Klänge aus den Bäumen spielen den Sound der Stadt, seltsame Gebilde an Rohren und Hydranten, kryptische Sätze auf Treppenstufen oder in den Boden gelassen, laden zum Verweilen, Sinnieren, Diskutieren ein. Wäre da nicht die Kunde von den (Böse) wichten, welche kurzfristig die Aufmerksamkeit auf sich lenkten, indem sie - offenbar getrieben durch bildungsfernen Aktivismus - mit brachialer Gewalt gleich mehrere Werke «entartet», ach was, demoliert haben.

Was soll man dazu sagen? Alles andere als artig, irgendwie abartig? Oder aus Schillers «Glocke» zitieren: «Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten»? Ach so. Seit kurzem ist auch Solothurn im öffentlichen Raum um kulturelle Novitäten reicher: Offene Bücherschränke an zwei Standorten und David Rabinowitchs «Program of Construction for Solothurn», eine eindrückliche Skulptur auf dem Zeughausplatz. Hoffentlich keine Einladung für kulturelle Kleingeister zum Vandalismus. Ansonsten befänden wir uns definitiv auf dem Retro-Trip zu den Anfängen des vorigen Jahrhunderts. Landen bei jener Trendanalyse, die Karl Kraus zugewiesen wird: «Wenn die Sonne der Kultur niedrig steht, werfen selbst Zwerge einen langen Schatten».

Steinreich

Stein des Anstosses für diese Kolumne ist nicht türkischen Ursprungs und sieht aus wie ein - wenn auch Kieselstein genanntes - alttestamentarischer Simsrest. Stein des Anstosses ist ganz allgemein Petra. Nicht die Modepostille für die allgegenwärtigen Fashion Victims und andere ewig modisch jung Gebliebenen mitsamt den jährlich wiederkehrenden Diäten. Weiblich ist sie zwar auch, unsere petra, wird aber klein geschrieben. So jedenfalls steht's in der «Ars Latina», einer Art Betty Bossi des Lateinunterrichts, an den sich einige wenige mit Wonne, viele andere mit Graus erinnern. Sei's drum, petra im Latein ist schlicht der Stein. Wo Latein im Spiel ist, waren die Griechen schon vorher - und die Germanen nicht mehr fern. Im Altgriechischen wurde der gewachsene Felsen petra gerufen. Auch der deutsche Peter ist griechischen Ursprungs (petros) und bedeutet Felsblock. In Matthäus 16,18 tauchen beide als Wortspiel nebeneinander auf: «Du bist Petros (Felsblock), und auf Petra (gewachsener Felsen) will ich meine Gemeinde bauen».

Stein war nie einfach Stein. Die Römer setzten entlang ihrer Heerstrassen in einem Abstand von je einer römischen Meile (so um die 2,25 km) Meilensteine. Nicht petra, weiblich. Sondern lapis, männlich. Und was Sisyphus vergeblich auf die Bergspitze zu wuchten versuchte (und kurz vor dem Ziel wieder runter kullerte), war ein saxum, sächlich. Ein ziemlicher Brocken. Sisyphusarbeit eben. Die antike Klassifizierung des Gesteins erscheint uns heute ziemlich lapidar. Gemäss moderner Steinkunde, auch Petrologie (nicht Lapilogie) genannt, gehen als «Steine» lediglich Objekte durch, die mehr als 63 mm messen. Was über 20 cm misst, ist ein Block. Wenn ein Fels stürzt, dann spricht der Geowissenschaftler von der «plötzlichen Umwandlung von Fels in Steine». Hoppla! Und was ist das, was der Rhonegletscher in Steinhof liegengelassen hat? Ein Findling! Ziemlich niedlicher Begriff für ein Objekt mit einem Volumen von 1200 m³. Ein entfernter Verwandter des Schwanensteins, ein 162-Tonnen-Koloss auf der Insel Rügen in der Ostsee.

Ist der Schwanenstein (nicht Schwanstein!) etwa ein Fall für den Steinbeisser? Nicht wirklich. Das 10 cm kleine Steinbeisserchen würde - aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen vom Schwanenstein überrollt - unweigerlich ins Seegras beissen. Übrigens ist der Steinbeisser in seiner weiblichen Ausprägung ein interessanter Geselle: Sie braucht keinen Mann. Steinbeisser-Weibchen können sich nach Lust und Laune mittels Parthenogenese asexuell fortpflanzen. Ihre Eizellen teilen sich automatisch zu neuen Fischen, Mutter und Tochter gleichen einander genetisch wie Zwillinge. «Petri Heil!»

Nach dieser Exkursion ins Reich der Meeresbiologie zurück in die heimischen Gefilde des Jurasüdfusses, wo es von Steinen nur so wimmelt: Wengistein, den Stein der Weisen, nicht zu verwechseln mit Weissenstein (immer noch ohne Gondeli), jede Menge Kalkstein. Solothurns unzählige Bsetzisteine. Steinmuseum, als erstes Museum der Deutschschweiz blindengerecht eingerichtet. Die steten Tropfen, die den Jurastein höhlen. Auch die guten Tropfen, gelegentlich mit Weinstein versetzt. Nieren- und Zahnstein lassen wir mal aussen vor. Als Pechstein könnte sich erweisen, wenn jemand vermeintliche Kieselsteine durch den Zoll befördert und sich dabei erwischen lässt.

Liebe Leserin, lieber Leser: total stoned? Wer sich bis jetzt noch nicht hinreichend verbal gesteignet fühlen sollte, kann sein beinhartes Stein-Wissen in Leuzigen bereichern. Dort findet bis 23. September die Ausstellung «Im Reich der Steine» statt. Steinreich eben - und das ganz im ursprünglichen Sinn des Wortes. Da wird die Kiesgrube zur kulturellen Fundgrube. Wer da einen Kiesel mitnimmt, kann davon ausgehen, dass es sich echt um einen Kiesel handelt.

Mi(r)a

Neulich auf dem Solothurner Hauptbahnhof: «Kevin», ruft eine weibliche Stimme klar und deutlich vernehmbar - halb besorgt, halb vorwurfsvoll. Äusser dem Sprössling beim Verpflegungsautomaten drehen sich drei weitere Knirpse, offensichtlich auf Schulreise, Richtung Stimme um. «Oh Gott, so viele habe ich doch nicht», flüsterte die Mutter des einen, wahren Kevin vor sich hin. Szenenwechsel, Solothurner Marktgasse, Treffen mit jungen alten Bekannten. Freudiges Wiedersehen mit ebensolchem Begrüssungsritual. Der angehende Vater deutet auf den Bauch seiner schwangeren Frau und bemerkt stolz: «Unser Sohn soll nach mir heissen!» Meine Begleitung voller Enthusiasmus: «Nachmir? Seltener und exklusiver Name. Aber schööön! Arabisch?»

Ja, die lieben Namen. Legendär sind im Soge der Globalisierung die Typenbezeichnung von Autos. Wenn ein japanischer Fahrzeughersteller sein sauberes Gefährt i-Miev nennt, hinterlässt die tolle Idee beim deutschsprachigen Kunden - mit dem Begriff Mief im Hinterkopf - einen etwas muffeligen Eindruck. Leider fällt auch die Namensfindung für neue Erdenbürger nicht immer ganz glücklich aus. Einerseits gibt es Eltern, die sich von der zeitgenössischen Populärkultur inspirieren lassen. Und da sie mit der Idee nicht alleine dastehen, kommt einiges zusammen, was sich dann saisonal als Modenamen festsetzt. Das Kind hat den Namen aber nicht nur eine Mode-, Film- oder Fussballsaison, sondern das ganze Leben lang. Andererseits sollte auch Exklusivität gewährleistet sein: Apple, Harper oder Jimmy Blue - manchmal kommt auch die Cruz ins Spiel!

Sei's drum. Es ist uns eine Freude, zur Kenntnis nehmen zu dürfen, dass 2011 in der Schweiz 80'808 Lebendgeburten gezählt wurden; davon waren 39'182 Mädchen und 41'626 Knaben. Unter den Buben heissen 286 Luca, 306 Noah und 310 Leon. Bei den im vergangenen Jahr neugeborenen Mädchen hören 263 auf den Namen Elena, 269 auf Lena und 341 auf Mia. So weit, so schön.

Als wäre es nicht schon Herausforderung genug, den passenden Namen für ein Einzelkind zu finden, gibt es ja auch noch Mehrfachgeburten. Wie sollen die Zwillinge denn heissen? Wer sie Dick und Doof nennt, hat sie nicht alle. Oder ist egomaner Verfechter eines gewissen Filmgenres. Dasselbe gilt für Asterix und Obelix. Tom und Jerry verweisen eher ins Tierreich. Wie wär's aber mit Leon und Noel? Ist nicht nur brandaktuell, sondern der eine liest sich rückwärts so, wie der andere vorwärts heisst. Und umgekehrt. Wie aber weiter, wenn es sich um ein Mädchen und einen Knaben handelt? Da drängen sich Nadia und Aidan auf. Aidan? Immerhin kommt Aidan aus dem irisch-gälischen und bedeutet «der kleine Feurige».

Es sind zwar nicht gerade Fragen von der Bedeutung, was die Welt im Inneren zusammenhält. Dennoch dürften die Antworten auf das Rätselraten interessant sein, weshalb es in München und Grenchen so gut wie keine Mia gibt. Der Fall München ist klar. Dort ist Mia bereits durch den FC Bayern besetzt: «Mia san mia»! Aber Grenchen? Nun, wer in Grenchen nach Mia ruft, muss auf folgende Antwort gefasst sein: «Klaro, wir freuen uns jetzt schon auf die Jubiläums-mia 2013, 25 Jahre Mittelländer Ausstellung Grenchen, vom 25. Mai bis 2. Juni 2013». Diese Einladung jetzt ja nicht mit «Mira» quittieren!

Wieso eigentlich nicht? Mira ist doch bloss wieder so eine weitere Variante eines weiblichen Vornamens. Gewiss. Vor allem aber ist es ein bernisch-solothurnischer Dialekt Ausdruck aus Grosis Zeiten. Und der heisst ins Hochdeutsche übersetzt so viel wie: meinetwegen, dann sei es halt so, von mir aus etc. Einer weiblichen Person - und Jubiläumsveranstaltung - gegenüber nicht gerade Respekt einflössend. Morgen übrigens hat Placidus Namenstag, am Montag Pelagius. Heute ist Kevin nicht mehr allein zu Hause...

T(h)aler

Geduld bringt Rosen, weiss die Volksweisheit, denn Geduld ist eine der Sechs Vollkommenheiten, die auf dem Weg zur Erleuchtung geübt werden, weist uns die spirituelle Seele auf den rechten Weg. Und meint, abwarten und Tee trinken, dann kommt man ans Ziel. Was nicht immer so einfach ist, sei es im Stau, an der Ampel oder auf der Strasse allgemein, wenn es nicht vorwärts geht, weil zur herbstlichen Erntezeit landwirtschaftliche Nutzfahrzeuge und andere mobile Einheiten die Autofahrer zu Kontemplation einladen. Essen und Trinken am Steuer kommt teuer zu stehen, einzig Geduld ist das Gebot der frühen oder späten Stunde.

Eine wunderliche Form von Diskussionen um Mobilität (oder eben Nicht-Mobilität) breitete sich in einer Wasserämter Gemeinde aus: dröhnende Mähdrescher, die sich als Häcksler herausstellten, Rüben Transporte, Trecker, Traktoren, die für Normalos zu Unzeiten durchs Dorf (und das bei jedem Wetter!) rattern. Und dann noch überbreit die Strasse in Beschlag nehmen. Was für ein Kreuz doch manch (dörflicher) Autofahrer sich aufgeladen fühlt auf dem kurzen Weg in die heimatlichen Gefilde. Aus diesem automobilen Dornenkranz können nie Rosen der Gleichmut wachsen. Dabei, irgendwie muss die Ernte ja vom Acker. Eigentlich! Wo holen unsere Grossverteiler denn ihr Gemüse her? Aus China?

Da üben wir uns doch lieber in Kontemplation in der St.-Ursen-Kathedrale, wo ein Prunkstück von einem weissen Altar nun im Zentrum der Erneuerung steht - von Carrara aufwendig hergeschleppt. Wo rohe Kräfte einst sinnlos zeuselten, zeigt sich der Altarraum nun in herrlicher Pracht und setzt St. Ursen die Krone auf. Apropos Krone. Nach einem Augenschein des Chinesen in der «Krone», dem einst auch von Napoleon beehrten Hotel vor Ort, geht jetzt das Inventar ins Land der aufgehenden Sonne, wo wohl zur Krönung des Imports eine «Krone» drum herum gebaut wird. Während es um die «Krone» in Wiedlisbach schlecht steht. Nomen est omen? Eher Zufall, wie ein Augenschein nahe legt.

Augenschein. Allgemeinsprachlich beschreibt das die Besichtigung bzw. sinnliche Wahrnehmung eines Gegenstandes oder Vorgangs. Oder auch «beweiskräftiger Tatsachen». Womit wir uns unserem Lieblingsthema, dem Weissenstein, und dem unermüdlich maulwurfartig taktierenden Schweizer Heimatschutz über den Umweg Tschechien nähern. Dort, genauer auf die Schneekoppe, ratterte vor kurzem noch eine alte Sesselbahn in die luftige Höh' eines Naturschutzgebietes. Eine Art ältere Schwester unseres Weissenstein-Sesseli, ein ebenfalls wetterabhängiges Freiluftferlebnis - nebenbei in von RollLizenz. Und gleichermassen Thema eines jahrzehntelangen Hickhack. Nur, dass man dort einen Konsens gefunden hat, ab 2014 wird jenes Sesseli durch ein Vierergondeli ersetzt.

Und unser Gondeli? Da hätte es einen Augenschein, siebenstündig, geben sollen, ertrotzt vom Schweizer Heimatschutz für ein weiteres zusätzliches Gutachten mit österreichischen (!) Experten. Guerilla-Taktik nennt man das, Kleinkrieg und kleinkindliche Verzögerungstaktik. Doch, wer zu spät beziehungsweise gar nicht zum Augenschein kommt, den bestraft das Leben. Kein Augenschein heisst wohl Gondeli fahren, wodurch sich der Heimatschutz irgendwie auf Talfahrt einpendelt.

Tal. Taler. Schreibweise bis 1901 auch Thaler, wie die Bewohner auf der Rückseite des Weissensteins, wo weder Gondeli noch Sesseli hinführen. «Wenn mit dem Taler geläutet wird, gehen alle Türen auf», besagt ein Sprichwort. Da sind wir uns nicht mehr so sicher, seit der Heimatschutz in diesen Tagen die Schüler mit Schoggitalern von Haus zu Haus schickt. Nichts gegen Schoggi, die bringt Nobelpreisträger hervor, wie amerikanische Forscher behaupten. Auch nichts gegen T(h)aler. Aber Schoggitaler!? Darauf reagiert der Jurasüdfuss, gelinde gesagt, zunehmend allergisch - Welternährungstag hin oder her.

Tag & Nacht

Tage gibt's, die sorgen auch im tristen November für Erheiterung, ja Erleuchtung: «Welttag der Zeitschriften», «Welttag des Fernsehens». Ende November kommt der «Kauf-Nix-Tag», am 18. Januar der «Welttag des Schneemanns», auch wenn kein Schnee liegen sollte. Die Zukunft wird's weisen. Zukunft? «Tag der Zukunft» ist exakt am 25. 11. 2029. Richtig: Zweitausendneunundzwanzig! So steht's geschrieben im Internet, wo unter anderem spekuliert wird, dass Computer- und Konsolenspiele erstmals bei den Olympischen Spielen 2032 von Gelsenkirchen zugelassen würden. «Ein Rechner reicht aus und jeder kann sich mit jedem im fairen Wettstreit messen. Lothar Matthäus, Vorsitzender des IOC, sprach sich aber dafür aus, echten Fussball nicht ganz aufzugeben und zumindest ab und an mal einen Rasen zu betreten», wird da auf der visionären Plattform von der Gegenwart der Zukunft weiter prognostiziert.

Zukunftsprognosen!? «Prognosen sind schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen.» Diese ironische Erkenntnis wird wahlweise jemandem anderen zugeschrieben, mal Mark Twain, mal Karl Valentin, mal Winston Churchill, mal Kurt Tucholsky, mal Niels Bohr. Wo auch immer - wenn überhaupt - 2032 die Olympischen Spiele stattfinden werden, und wer auch immer dann IOC-Präsident sein wird, wenden wir uns lieber dem Jetzt zu. Zum Beispiel dem «Nationalen Zukunftstag». Der findet nämlich am 8. November 2012 statt. Er ist nicht nur ein Kooperationsprojekt zwischen Schule, Arbeitswelt und Elternhaus, sondern fördert frühzeitig die Gleichstellung von Frau und Mann bei der Berufswahl und bei der Lebensplanung. Wenn das kein schöner Tag wird! Ob's langfristig was bringt, wird die Zukunft richten.

Zukunft und Menschheit. Weil kein Mensch ewig lebt und sich nicht für immer auf diesem Globus breit und schön machen kann (womit sich im Zeitalter von Forever Young und DauerCastings immer mehr Individuen schwer tun), darf er sich eben fortpflanzen. Zur Arterhaltung hat das Leben unterschiedliche Strategien hervorgebracht. Und die Wissenschaft («Welttag der Wissenschaft», 10. November) hält nicht damit zurück, sie zu benennen: Monogamie, Polygamie, Polyamory, Polyandrie, Polygynie, serielle Monogamie (siehe Lothar Matthäus).

Unabhängig davon, welches Modell zum Zuge kommt - das Leben ist und bleibt ein ständiges Auf und Ab, ein Wechselbad der Gefühle in einer wahren Achterbahnfahrt. Bahnfahrt? Zum Beispiel von Olten über Solothurn nach Biel. Wenn es nach dem Willen des Bundesamtes für Verkehr geht, soll die Bahn mit Bussen ersetzt werden. Beim Barte des Propheten: Weiss der Geier (monogam), wie das bei dieser Verkehrsdichte zu bewerkstelligen ist. Schluss mit der schnurgeraden Bahnfahrt entlang des Jurasüdfusses? Schluss mit dem Bipperlisi, das eben erst nach Oensingen durchgestartet ist? Zukunft oder Rückschritt? Passend zum Sesseli-Retro- Schick könnte man gleich die totale Rückbesinnung auf die gute alte Postkutsche empfehlen. Sie ist umweltfreundlich, das Pferdefallobst lässt sich wunderbar kompostieren. Nur das Gedränge, wenn da ganze Heerscharen um 100 Kreisel in 20 Ortschaften mit 25 Zebrastreifen unterwegs sind, das müssten die Schreibtischtäter noch in den Griff kriegen.

Bliebe noch der «Schönste Tag im Leben» (mit oder ohne Kutsche), von vielen auch Hochzeitstag genannt. Dem sind wir auf der Spur: Gesucht wird das Brautpaar des Jahres 2013. Bis 14. November kann man noch mitentscheiden, wer das Rennen macht. Die Zukunft wird's einmal mehr weisen. Wir drücken schon mal allen kräftig die Daumen. Und noch ein Blick nach vorne, wo «Tage der offenen Tür» aber auch rein gar nichts zu suchen haben: Alljährlich am dritten Freitag im März ist «Internationaler Welschlaftag». Gut's Nächtle! Und auf dass wir dann zumal das Zähneputzen nicht vergessen: Am 19. November ist «Welttoilettentag».

Objet trouvé

Entwarnung, kein Französischunterricht! Dennoch, Sachen gibt's. Von einigen des Guten zu viel, von anderen, zum Beispiel Benimm und Manieren, eindeutig zu wenig. Neulich zum Beispiel vor dem Supermarkt in einem Wasserämter Dorf. Dort, wo jeder umweltbewusste Bürger seine Pet-Flaschen, Rahmfläschli, Wasserfilter, Batterien, Glühbirnen ordnungsgemäss entsorgt. Eine Rotweinflasche (leider leer!) blockierte die Öffnung für Rahmfläschli; aus dem Loch für Wasserfilter ragte einem der Boden einer Bierflasche entgegen. Also nichts mit sauber Entsorgen, alles - idiotisch wie nachhaltig - verstopft. Wer schafft so etwas intellektuell Ausserirdisches? Der Alki next door oder präpubertierend vorgeglühte Jugendliche mit getrübler Wahrnehmung nach dem Komarausch?

Wirklich, manchmal stehen einem echt die Haare zu Berge: zerfetzte Zelte, Seile, Kartons, Papiere, leere Dosen, selbst Sauerstoffflaschen. Die Rede ist nicht von idyllischen Wegen entlang von Jurasüdfussgewässern oder von der jährlichen Aare- Entmüllung, sondern vom höchsten Berg der Welt, der an manchen Stellen einer Kehrrichtdeponie gleicht. Dutzende Helfer schleppten mehr als acht Tonnen Abfälle vom Mount Everest herunter. Ist ja nur ein Bruchteil des Drecks, den die SBB allein im Jahr 2011 in Zügen und Bahnhöfen eingesammelt haben: fast 32 000 Tonnen.

Littering ist heute eine dermassen verbreitete Freizeitbeschäftigung, dass schon nach Verursacher-Typologien sondiert werden kann: Vom Gockel im Alpha-Status, der besonders gern in Gegenwart seiner Gang littert («Ich bin ja so cool!»), über diejenigen, die ihr Verhalten über mangelnde Entsorgungsgefässe rechtfertigen («Ist ja kein Kübel da!»), bis hin zur völligen Unbekümmertheit von Individuen, denen es bereits am Problembewusstsein mangelt und die deshalb auch nicht fähig sind, ihr Verhalten zu reflektieren («Hä?»).

Wo den Hebel ansetzen, wenn die Einsicht schwächelt? Mit Witz oder Strafe? A la Singapur oder bernisch? In Bern lockt ein Corpus für alle delicti auf grossen gelbschwarzen Plakaten. «Subers Bärn - zäme geits!» ist das Ziel, das bei Prävention anfängt und bei Repression aufhört. Aus Spass wird Ernst - und Ernst zahlt 40 Stutz, wenn ihm der Sinn nach Littering steht und dabei in flagranti erwischt wird. In Singapur gehört schon die Kaugummi-Spuckerei zur strafbaren Handlung; in Solothurn ist diese Disziplin drauf und dran, sich in Ermangelung von Kontrollressourcen zum halbwegs lizenzierten Volkssport zu mausern. Mag die neu gestaltete Bahnhofumgebung in noch so frischem, wenn auch schmucklosen Betonglanz erstrahlen - die Gehwege sind nachhaltig mit ausgespucktem Kauzeug grundiert. Da dürfte selbst der Rückgriff auf gängige Kunst(be) griffe nichts helfen. Denn das Kaugummi-Puzzle dürfte schwerlich als Ready-made und schon gar nicht als Objet trouvé durchgehen.

Offensichtlich ist Littering in aller Munde. Klingt im Englischen auch viel feiner. To litter, das ist wie Glitter (nicht Gary) oder fitter, während das deutsche «Abfallwegwerfen» irgendwie uncool tönt. Cooler scheint da der nicht mehr ganz taufrische Flashmob zu sein. Zum Glück wurde er ein Flop, der Solothurner Flashmob, demzufolge via Facebook- Aufruf 1000 Leute in der Bulettenbraterei beim Solothurner Hauptbahnhof je 11 Hamburger gleichzeitig hätten kaufen sollen. Elftausend Pappdelikti, die ihren Corpus suchen und nicht finden. Das wäre doch ein netter «Zustupf» an den Reinigungsaufwand gewesen, der schweizweit in Gemeinden und öffentlichem Verkehr auf knappe 200 Millionen Franken jährlich veranschlagt wird. Natürlich ginge Anti-Littering auch ohne Repression, zum Beispiel mit witziger Prävention. Ein Basler Modell setzte mal auf «Wischermensfriends» und suchte daraufhin den «Suuberstar». Oha, nahe dran am verbalen Littering - aber das ist eine andere Geschichte.

SMS@Chlöisu

Der Nachrichtengehalt hielt sich in Grenzen: «Merry Christmas»! Das war's. Viel interessanter ist der Blick auf das Umfeld: Es geschah ziemlich genau vor zwanzig Jahren, exakt am 3. Dezember 1992, als die erste SMS von einem PC an ein Mobiltelefon im britischen VodafoneNetz gesendet wurde. SMS? Schon falsch! SMS heisst Short Message Service und bezeichnet nicht die Kurzmitteilung, also die Short Message, sondern nur den Übertragungsdienst - den Service. Das korrekte Kürzel einer Kommunikationsform konnte sich nicht durchsetzen: SM. Offenbar wollen wir nicht daran erinnert werden, dass unsere SM etwas zu tun haben könnte mit einer anderen SM - mit Sodomaso.

Getoppt wird die milliardenfache Lustqual SMS mit bis zu 160 Zeichen lediglich durch seinen älteren Bruder mit seiner 100'000'000'000'000fachen Quällust - ziemlich viele Nullen. Die lange Ziffernfolge hat einen kurzen Namen: hundert Billionen. So viele Einheiten werden schätzungsweise jährlich losgetreten, mit einem Spam-Anteil von 90 %. Macht um die 220 Milliarden pro Tag. Proportional und prozentual gesehen ist der Sondermüll-Anteil entsprechend gewaltig. Der ältere Bruder von SMS hört bekanntlich auf den Namen E-Mail (nicht zu verwechseln mit E-maille, Emil oder I-Mehl). Auch nicht Email, email, eMail, e-Mail, e-mail, E-mail oder einfach Mail bzw. mail. Gemäss Duden, Wahrig und

dem amtlichen Regelwerk der deutschen Sprache ist E-Mail die einzig richtige Schreibweise. **M**it der einzig richtigen Schreibweise ist das so eine Sache. Mit dem Inhalt auch. Er ist nicht unbedingt besser geworden, hat allenfalls aus der Waschküche in den Cyberspace expandiert. Längst schon sind Zeitungsspalten - das Ohr ganz nah am Puls des Volkes - zum modernen, intensivst genutzten, SMS-geladenen Stammtisch mutiert. Hier wird die Welt erklärt, Omis 80ster gefeiert; es wird behauptet, gepöbelt, kommuniziert, reklamiert, gratuliert, diskutiert. Verlorenes (Schlüssel, Handy) und Entlaufenes (Katze) wird gesucht. Geklautes (Velo, Töffli, Rollator) wird zurückgefordert. Politposen werden ausgekostet, Dates erbeten, Liebesg'schichten, Herzensangelegenheiten und Besserwissereien platziert. Wo früher der Eber seine Schwarte rieb, markiert heute der Homo ludens electronicus auf seine Weise das Revier.

Bisweilen erhebt sich die Frage, stellt sich in den Raum und wundert sich darüber, weshalb heute mehr im Dialekt als auf Hochdeutsch geschrieben wird. Das kann nicht allein an der Liebe zur Heimat liegen. Im Zeitalter von SMS, E-Mail, Facebook und anderem Gezwitscher suchen viele unter Umgehung des Hochdeutschen Zuflucht im Dialekt, dessen Rechtschreibung kaum reglementiert, vielmehr individueller Beliebigkeit bis zur Unverständlichkeit ausgesetzt ist.

Dabei stellen wir fest, dass das Schweizerdeutsche eigentlich eine einfache, in seiner Vielfalt aber schwere Sprache ist: Sie besteht aus lauter Fremdwörtern, die falsch geschrieben werden (dürfen).

Da wäre noch das sonderbare Zeichen, dieses @, das wir «Klammeraffen», «Affenschwanz», «Affenohr», «Affenschaukel» oder «Elefantenohr» nennen, das in Italien «Schnecke» heisst, in Tschechien «Rollmops». Woher kommt eigentlich die Ikone des Informationszeitalters? Niemand weiss es genau. Fest steht, dass im 16. Jahrhundert Kaufleute am Mittelmeer es als Gewichtsmass benutzten, in der Renaissance bekam das @ eine weitere Bedeutung - als Abkürzung für «zu». Auf Märkten gab es «Nüsse@10 Groschen». Noch vor nicht allzu langer Zeit stellten wir am Vorabend des Klausentages artig Stiefel vor die Tür in der Hoffnung, Samichlaus zeige sich spendabel. Die Kids und Phonies von heute haben es leichter, greifen zum «Ohrennuggi» und tippen: «Hoi Sämu, handy@1 stutz»! Oder in der anspruchsvolleren Deluxe-Variante: «Hi Chlöisu, nöis-iphone@nulltarif»!!

Zappenduster

Marsch kommt von marschieren und Marschmusik macht den passenden Rhythmus dazu. Wer in einer Blaskapelle Musik macht, der muss sogar richtig üben, gleichzeitig sein Instrument zu spielen und dazu im Takt zu gehen. Damit niemand am Marsch des Vordermanns (Vorsicht, laut gesprochen doppeldeutig!) vorbei stolpert, gibt es ein probates Hilfsmittel: eins - zwei - drei - vier - links - zwei - drei - vier ...! Eine weitere, dazu sparsamere Variante ist eins - zwei - eins - zwei - eins - zwei. Oder auch 12.12.12. War das nicht gestern? Nun ist sie auch schon Vergangenheit, die lang ersehnte, nie wiederkehrende Schnapszahl, beliebt bei Eheschliessungen und anderen Start-ups.

Düstere Aussichten für die Zukunft, denn mit eins - drei - eins - drei - eins - drei wird nix. Doch noch ist nicht alles verloren, ein weltbewegendes Datum naht unerbittlich! Richtig: zwei - eins - eins - zwei - eins - zwei. Ein unheilvoller und lange prognostizierter Untag, der Weltuntergangstag vom 21.12.12. Die Mayas gaben's vor. Welch Widerspruch! Deren «ewiger Kalender» hat fertig, Weltuntergang, aus vorbei, zappenduster auch für das Gondeli-Sesseli- Gestürm. Gemach, gemacht, nur keine Bange. Selbst Maya-Forscher sind sich einig, dass am 21. Dezember 2012 nur bei Verschwörungstheoretikern die Lichter ausgehen. Wer sollte wohl so einfach den Schalter umlegen? Der letzte der «Weltuntergangspoardy»-Gäste im Kofmehl, der das Licht ausmacht? Dagegen geht bei findigen Gastronomen ein Licht auf: Geht die Welt nicht unter, kann man nach dem Weltuntergangsübernachtungs-Angebot ja das Frühstück offerieren.

Licht aus - Licht an. Jetzt leuchtet sie wieder, jeweils am Freitag- und Samstagabend, die Laserinstallation zwischen dem Solothurner Kunstmuseum, dem Ambassadorshof und dem Konzertsaal. Licht an - Licht aus. Etwas Ähnliches, wenn auch umgekehrt, bei den «drei Hellsten» auf dem Weissenstein, wo allabendlich jeweils um 18, 20, 22 und 24 Uhr die Lichter ausgehen, wenn auch nur - in Anlehnung an John Cages «4'33» - für 4 Minuten 33 Sekunden. Das Lichtspiel ist, falls nicht in Wolken, Schneegestöber oder Nebel gehüllt, bis Ende Januar zu sehen. Hat eigentlich noch niemand zum Handy gegriffen und sich bei den zuständigen Stellen beschwert, dass die drei hellsten Solothurner in regelmässigen Abständen dem Minutenschlaf verfallen?

Nach so viel Lichtspieltheater gehört es zum guten Ton, den Blick auf eine andere Kunstgattung zu richten: auf Pfeifen, Orgelpfeifen genauer. Das Instrument in der römischkatholischen Kirche in Luterbach - mit den stolzen 70 Jahren auf den Pfeifenbuckel im verdienten Rentenalter - erfreut sich rausgeputzter Pfeifenkörper, 15 Millimeter bis 2,5 Meter lang, mit Lippen- oder Zungenöffnungen. Nach der Revision - Mayakalender hin oder her - findet am Dreikönigstag ein gebührendes Orgelfest statt. Stichwort Orgelfest. Da kommen wir nicht um John Cage herum. Der hat nämlich, obwohl seit 20 Jahren tot, noch immer in Halberstadt ein Projekt laufen, dessen Ende kein heute lebender Mensch mitbekommen wird. Das Werk heisst «ORGAN2/ ASLSP», As SLOW as Possible. Für Profis: Der nächste Klangwechsel von a', c', fis" auf dis', ais', e" findet am 5. Oktober 2013 statt. Im Jahr 2639 soll die Aufführung leider zu Ende sein. Wir halten Sie auf dem Laufenden.

Nochmals zurück auf Feld zwei, zum Weltuntergang. Welche Welt? Die Oberfläche jener Kugel, auf der vor langer Zeit eine Spezies von den Bäumen stieg, sich im aufrechten Gang übte, sich selbst zur Krone des Schöpfung ernannte, um als solche in ihrer Selbstüberschätzung die Existenzgrundlage eigenhändig zu ramponieren? Mutter Erde wird's überleben. Im besten Fall wird sie ein paar Millionen Jahre brauchen, bis sie wieder etwas Menschenähnliches hervorbringt. Wetten, dass die nächste SoWo vorher erscheint. MayaKalender hin oder her.

Kolumnen 2013

Glögglifrösch

Und schon haben wir die erste Hälfte hinter uns gebracht - vom Januar 2013. Was machen die guten Vorsätze? Ein paar durchgezogen? Oder wie jedes Jahr: schneller eingedampft als gefasst? Oder immer noch am Abarbeiten jener aus dem Jahr 2000? Macht nichts. Sie gehören mit hoher Wahrscheinlichkeit zur Mehrheit, denn eine empirische Untersuchung belegt, dass eh 70% aller Vorsätze bachab gehen. Ja, die lieben Statistiken. Glaube keiner, die du nicht selbst gefälscht hast, wird gerne, aber nicht belegt, Winston Churchill zugeschrieben. Und trotzdem gibt es kaum ein Gebiet, das nicht irgendwie als gesellschaftlich relevant erachtet würde, um nicht doch noch in statistischen Auswertungen seine Spuren zu hinterlassen - nicht selten bis zur Trivialität.

Der Fussgänger zum Beispiel. «Die Hälfte aller Fussgängerunfälle geschehen auf der zweiten Fahrbahnhälfte», besagt eine Studie über Unfälle auf Fussgängerstreifen, in Deutschland amtlich auch FGÜ genannt für «Fussgängerüberweg» (früher auch «Dickstrichkette») bzw. «Schutzweg» in Österreich, geschlechterneutral gerne auch «Zebrastrreifen». Und die andere Hälfte aller Fussgängerunfälle? Richtig: auf der ersten Fahrbahnhälfte. Interessanter, wenn auch nicht überraschend, ist da schon die Erkenntnis, dass die grösste Gefahr auf Fussgängerstreifen an Werktagen zwischen 16 und 18 Uhr lauert, namentlich in den Wintermonaten. Aber lasst uns doch aufs Feld gehen und selber studieren - quasi eine Feldstudie betreiben.

Wissen Sie, wie viele Fussgängerstreifen es in der Schweiz gibt? Nein? Viele! Wissen Sie, wie viele es allein im Kanton Solothurn sind? Um die 900, die das kantonale Tiefbauamt auf ihre Sicherheit überprüfen will. Wissen Sie, wie viele es in Zuchwil zwischen dem Martinshofkreisel und dem Kreisel nahe RBS-Bahnhof gibt? Fünfzehn und das auf gut einem Kilometer. Fünfzehn mal Spannung bis zur Nahtoderfahrung: Unverhofft kommt oft von links rübergelatscht, stoisch von rechts vors Auto geschlurft, auf dem Velo abrupt hakenschlagend die gelben Streifen passiert, blindlings vors Auto getrödel.

Dabei wäre auf besagter Strecke der Fussgänger komfortabel bedient. Die Chance, heil über die «Verkettung von dicken Strichen» zu kommen, ist entsprechend gross, wenn die Autofahrer wach und achtsam sind. Dumm nur für den restlichen «Kleinwildwechsel», von dem plattgefahrene Vögel, Igel, Eichhörnchen, Katzen, Kröten und andere Lurche - Zebra war noch nie dabei - nicht mehr allzu beredt schweizweit Zeugnis ablegen. Ihnen ist der Nimbus eines Glögglifroschs abhanden gekommen. Oder etwa doch nicht? Kommt drauf an. Es ist wie so manches von Kanton zu Kanton verschieden. Im übertragenen Sinn hüpfet der Glögglifrosch - übrigens Tier des Jahres 2013 - am Juranordfuss als «Glückspilz», am Jurasüdfuss eher als «Tollpatsch» durch die nach und nach trocken gelegten Feuchtgebiete. (Der Ordnung halber weisen wir darauf hin, dass allfällige Namensähnlichkeiten mit lebendigen, demnächst aktiv werdenden oder abgestorbenen Fasnachtscliquen rein zufällig sind, und deshalb selbstverständlich die Unschuldsvermutung gilt.)

Gute Vorsätze hin oder her, eines könnten wir für 2013 zum Ziel setzen: Begegnen wir uns im Rahmen des amtlich verbrieften Grundrechts Mobilität nicht als Glögglifrösche (weder im Sinn des Tollpatsches noch Glückpilzes), sondern mit Bedacht und Respekt. Auch wenn im Soge hemmungsloser Individualisierung (iphone, ipad, ipod; MySwitzerland, MyDrive, MyStore, MySpace, MyWay, MyLife, MyMe) manche Zeitgenossen wenig bis gar nichts von Rücksichtnahme halten. Will heissen, es gibt Individuen, die ohne Rücksicht auf Verluste mit Vorliebe sich selber performen - in den wechselnden Rollen als Autofahrer, Velofahrer oder Fussgänger. Na ja, Selbst-Verwirklichung ist auch eine Gabe Gottes, man sollte sie nur nicht überstrapazieren.

Hände reiben

Gehören Sie noch dazu oder haben Sie>s bereits hinter sich? Der Kitzel steigt hoch, ähnlich wie beim Gähnen reissen wir den Schlund auf, unter atavistischem Verzerren des Gesichts jaulen wir auf und lassen der Explosion freien Lauf. Diese komplexe Choreographie - bei ungünstiger Positionierung wirbelt der Kaffee nur so durch die Gegend - kann, muss aber nicht unbedingt auf eine Influenza hindeuten. Es darf auch ein Heuschnupfen sein. Pollenflug, Hasel und Erle haben zurzeit die Nase vorn. Nun, zu den sattem vertrauten Begleiterscheinungen einer Influenza gehören mitunter bohrende Kopfschmerzen, Schüttelfrost, Schweissausbrüche, Gelenkschmerzen. Ja, die Viren sind im Anmarsch, diesmal aus Frankreich, etwas früher als in anderen Jahren. Und zwar in Form einer Welle, auch Epidemie genannt. Auf diesen Titel hat Influenza Anspruch, wenn 10-20% der Bevölkerung infiziert sind und die Ausbrüche lokal begrenzt bleiben. Während eine Pandemie sich über den ganzen Globus verbreitet: 1918 Spanische Grippe, 1957 Asiatische Grippe, 1968 Hongkong-Grippe, 1977 Russische Grippe, 2009 Mexikanische Grippe. Eine Helvetische ist nicht bekannt.

Und jetzt? Hände waschen und gut reiben! Besser ohne Seife, wenn nicht ganz sicher ist, ob auch drin ist, was draufsteht: bio. In Spitälern wurden auch schon Bio-Seifenspenden ausfindig gemacht, die genau das spendeten, was Seife eigentlich bekämpfen sollte: böse Käferlein. Und was noch? Ruhen. Oder business as usual. Für die laufende Grippesaison sollte genügend Impfstoff vorhanden sein. Es stehen ungefähr so viele Impfdosen gegen die saisonale Grippe zur Verfügung, wie jeweils in den vergangenen zwei Jahren verabreicht worden waren, heisst es. Auch die Pharma-Industrie darf sich die Hände reiben.

Grippewellen haben die Angewohnheit, in den Wintermonaten in Erscheinung zu treten. Spüren Sie es auch, liebe Leserin, lieber Leser? Wir sind auf dem Weg der Besserung. Die Sonne geht immer früher auf. Vor einer Woche noch um 8.03 Uhr, heute um heute 7.56 Uhr, in einer Woche - soviel Prognose sei uns gegönnt - um 7.47 Uhr. Jetzt also, wo die Tage wieder spürbar länger und die Nächte kurz vor der «Fünften Jahreszeit» alias Fasnacht (Hand vor die Maske beim Niesen!) kürzer werden, können wir ja beruhigt darüber reden: Solaranlagen geben wieder mehr Strom ab! Der solare Deckungsgrad vom Tiefpunkt 25 % im Dezember steigt auf 50% im Februar, ehe er in den Sommermonaten 100% erreichen könnte.

Würde, sollte, könnte. Wäre da in der Nutzung erneuerbarer Energien wie Sonne oder Wind nicht noch viel Luft nach oben. Nun gut, wir haben reichlich Wasser, nicht nur im Bezirk Kriegstetten, der seit 1981 offiziell Wasseramt heisst. Beachtliche 55 % des schweizerischen Energiebedarfs werden durch Flüssiges abgedeckt. Viel mehr liegt nicht drin, im Gegensatz zu Wind- oder Solarenergie, zwischen deren eifrigen Verfechtern sich bisweilen seltsame Animositäten anbahnen. «Vogelschredder» schimpfen einige die dreiarmligen Monster auf Schweizer Hügeln, mit «Möchtegern-Sonnenanbeter im Schutz von Wolkendecken» kontern andere am nebligen Jurasüdfuss.

Wie wäre es mit umweltfreundlicher Nukleartechnik, zum Beispiel einer Kernfusion nach Vorgabe der Sonne? Als der damalige Gouverneur Arnold Schwarzenegger 2009 in Kalifornien das 3,5 Milliarden Dollar teure Lawrence Livermore National Laboratory einweihte, verkündete er euphorisch: «Wir können jetzt hier auf der Erde unsere eigene Sonne erschaffen». Wie auch immer. Es ist halt nicht so wie bei den fossilen Energiequellen, mit denen einige wenige in kürzester Zeit händereibend sehr viel Kohle scheffeln.

Hätte irgendeine Organisation aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen das alleinige Nutzungsrecht auf Sonnenenergie, liesse sich also die Sonne irgendwie monopolisieren - die Erde wäre längst mit Solarpanels zugemüllt.

Voll tierisch

«Gib dem Menschen einen Hund und seine Seele wird gesund.» Diese Empfehlung stammt von Hildegard von Bingen, jener Äbtissin, derer sich die katholische Kirche erinnerte und sie fast tausend Jahre nach ihrem Ableben in den Status einer Heiligen und Kirchenlehrerin erhob. Irgendwann ist auch Kurt Tucholsky auf den Hund gekommen und mischte sich in die Debatte ein: «Der eigene Hund macht keinen Lärm, er bellt nur.» Womit der lärmempfindliche Heinrich Heine nie etwas anfangen konnte und seine eigene Beobachtung einbrachte: «Der Hund, dem man einen Maulkorb umhängt, bellt mit dem Hintern.» Und heute? «Hunde die bellen, beißen nicht.» Was Briefträger schwer glauben können, weil kaum ein Hund das Sprichwort kennt.

Der Mensch hat es von alters her verstanden, den Hund durch Domestizierung für unterschiedliche Bedürfnisse heranzuzüchten. Allein die Körpergrößen. Auf der einen Seite haben Dogge, Bernhardiner, Landseer und Co. mit bis zu hundert Kilo Biomasse und einer Schulterhöhe von nahezu einem Meter den Kopf oben. Am anderen Ende der Skala finden wir Rattenfänger wie den Prager Rattler, Mops, Shih Tzu oder Chihuahua, die sich des Jö-Effektes sicher sein dürfen, wenn sie mit Kulleraugen aus Designertaschen von Stars und Sternchen oder Teenies herausblicken. Bonsai-Hunde liegen voll im Trend! Bei It-Girls wie bei Rentnern.

So verschieden die Charaktere der Menschen, so unterschiedlich der Bildungszustand von Hunden - von professionellen Polizei- oder Blindenhunden über semiprofessionelle Zierexemplare bis zu übermotivierten Jagdhunden oder lernunwilligen Wadenbeissern. Beisser? Einer Umfrage zufolge sollen die Hundebisse letztes Jahr zugenommen haben - von 3971 auf 4329. Die stärkste Zunahme verzeichnete der Kanton Solothurn mit 200 Bissen. Wachstum: 33% gegenüber 2011. Wie kommt's? Womöglich wurde am Jurasüdfuss zu grosszügig gezählt, indem auch Bisse von Hunden untereinander Einzug in die Statistik hielten. Andererseits soll die Dunkelziffer um einiges höher liegen. Versicherungen zahlen rund 3,3 Millionen Franken pro Jahr für Bissverletzungen. Wobei auch unser liebes Rindvieh sich das eine oder andere Mal durch Stutenbissigkeit auszeichnet, vorab in Anwesenheit von Kälbern!

Ja, was haben Hund und Kuh noch gemeinsam (abgesehen davon, dass hierzulande beide nicht abgeknallt werden sollten - auch nicht versehentlich von Jägern)? Auch sie geben Laut. Nun gut, eine Kuh macht Muh. Und viele Kühe? Genau, Mühe haben Kühe, wenn ihr Verdauungstrakt mit Aludosen und anderem unverdaulichen Zeug geritzt wird, das im Sog der Wegwerfgesellschaft auf Wiesen landet. Könnte auch heute noch in der Sesseli-Schneise betrachtet werden, wenn der Zahn der Zeit das Gefährt auf den Weissenstein nicht weggebissen hätte. Im Gondeli, so denn eines Tages eins kommen sollte, läge die Hemmschwelle für Littering, sprich die Wegwerfmöglichkeit, viel höher. Halb so schlimm? Nun gut, der Asteroid 2012 DA14 ist schon mal knapp vorbeigeschrammt.

Blieben noch Hund- und ihre Mundart. Von «kläff» bis «wuff» macht einer wie Waldi. Während Vivaldi es über alle vier Jahreszeiten verstand, angenehmere Töne anzuschlagen. Zur Ehrenrettung des Hundes: Es trifft nicht zu, dass Herrchen oder Frauchen - Krone der Schöpfung - im Laufe der Zeit den Gesichtsausdruck ihres Hundes annehmen, nein, manche Hunde sind wirklich hübsch! «Gib dem Menschen einen Hund... » Auch wenn Mode und Mund zum Taschenformat mit Biss tendieren. Nun, wir wollen nicht länger auf unseren lieben Vierbeinern herumreiten, die doch manch einsames Herz erfreuen, denn der Hund liegt auch woanders begraben, grüsst mitunter als Rind getarnt wiehernd aus der Konservendose oder Tiefkühlabteilung. Damit alles seine Ordnung hat, könnte ja auf der Packung die Energieeinheit statt in Kalorien in PS angegeben werden.

Zahl(en)tag

Ende 2012 lebten im Solothurnischen insgesamt 259871 Personen, 49,57 Prozent Männer. Im Jahr 2012 waren auf dem Gebiet des Kantons Solothurn 275921 Fahrzeuge zu schnell unterwegs. Wie viele Frauen? Bevor wir Äpfel und Birnen zu einem Zahlensalat mit hohem Fruchtanteil vermengen, auch das noch: Auf dem Westast beträgt der durchschnittliche tägliche Verkehr rund 21000 Fahrzeuge, 9000 auf dem Ostast und 5000 auf dem Nordast. Die Rede ist vom Kreuzplatz in Derendingen, der insofern schwer an sich trägt, als er seit Jahr und Tag zu den Spitzenzeiten an Verstopfung leidet. An Abfuhrmitteln mangelte es nie. Aus ursprünglich 40 Varianten sind zwei übriggeblieben, die einer umsetzbaren Lösung harren.

Zahlen, die auf Stauungen quasi demokratisch generierter Natur beruhen, dürften diese Woche von erhöhtem Interesse sein: unter anderem die Resultate des Gerangels um die Zutritte in den Solothurner Kantons- bzw. Gemeinderatssaal. Bei ersterem balgten sich über 400 Personen um 100 Sitze, bei letzterem über 100 Personen um 30 Sitze. Verstopfungen, die sich inzwischen gelöst haben wie der Schildersalat an den Strassenrändern - zur Freude der einen, zum Leid der anderen. Typisch Demokratie. Der Begriff tritt auffällig immer dann geradezu inflationär in Erscheinung, wenn Wahlen sind bzw. das Schwert des Demokrates (dieser Scherz sei uns gegönnt) über den Kandidaten hängt. Ein Ostschweizer hat herausgefunden, dass die Demokratie nicht im antiken Griechenland, sondern im antiken Appenzell entstand. Seine kabarettistische Definition von Demokratie im Kleinformate geht etwa so: Demokratie ist, wenn bei drei Stimmberechtigten und einer Stimmbeteiligung von sagenhaften 100 % eine Minderheit mit einer Aktienbeteiligung von 51 % der Mehrheit das ganze Heu wegfrisst. Das Fressen kommt vor der Moral, wie berechtigterweise bereits Brecht berichtete.

En Guete! Neulich in einer Wasserämter Beiz. «Noch zahlen bitte», rief jemand. «1, 6, 7, 12, 15, 37, 39» oder so ähnlich kam es aus dem fidelen Serviceangestellten herausgeschossen. Der Gast misslaunisch: «Ich spiele kein Lotto.» «Nun gut, was hatten wir denn?» «Das weiss nur der Koch oder dessen Lieferant, bestellt hatte ich Rind.» Diese lustige, launische, träge (Zutreffendes bitte unterstreichen) Episode fände keine Erwähnung, wären diese Tage der Zahlen nicht auch irgendwie Zahltag.

Zahltag? Das ist für uns Normalsterbliche doch der Tag, wenn der Monat mehr Tage als Geld hat. Wenn gefühlsmässig so um den 25. jeden Monats die Zahl des Kontostandes auf wundersame Weise ansteigt. Dabei ist es noch gar nicht so lange her, da war der Zahltag jener Termin, bei dem die Angestellten das Arbeitsentgelt, abgezählt auf Franken und Rappen, bar in Lohntüten oder Couverts samt dankbarem Händedruck kredenz bekamen. Nun gut, Couverts finden auch heute noch Verwendung, werden mitunter anderweitig mit rätselhaftem Inhalt heimlich zugeschoben.

Bliebe noch der oben vermisste «Südast», auf dem ein Zahlentag der besonderen Art über die Weltbühne ging: Mit «Albtraum» über «Chaos» und «Komödiantenstadl» bis hin zu «Avanti Dilettanti» und «Blockade» wurde das italienische Wahlverhalten und -resultat apostrophiert. Als Ursache wurde ein Viererblock geortet. Berlusconi, Grillo, Monti, Bersani b(l)ockten. Rien ne va plus. Karre steht still wie Pizza Quattro Stagioni. Halb so schlimm, weitere Wahl- und Zahltag stehen an. Die Wahrscheinlichkeit allerdings, dass unsere erlauschten und obgenannten Zahlen fürs Lotto vom kommenden Wochenende einen Gewinn abwerfen dürfte ebenso gering sein wie die Vision, dass Silvio B. künftig im Papamobil seine Runden dreht. Aber eben, man weiss ja nie. Höchste Zeit, dass ein weiterer Zahl(en)tag alias Weltfrauentag (8.3.) als Kontrastprogramm zum männlichen Circus maximus an den Boden der Tatsachen gemahnt.

Habemus ver

Was ist, wenn das Jahr weniger Tage als ausgelobte Aktionen hat? Dann müssen eben mehrere Events pro Tag untergebracht werden. Selten schiesst dieses Phänomen dermassen ins Kraut wie in der zweiten Märzhälfte. Insbesondere an dem Tag, wenn die Sonne über dem Äquator im Zenit steht und damit genau im Osten auf- und genau im Westen untergeht, auch Tagundnachtgleiche genannt. An keinem anderen Tag gibt es eine derartige Kumulation von punktgenauen Aktionstagen, ohne Cumulus-Punkte allerdings: «Welttag der Poesie», «Welttag der Hauswirtschaft», «Internationaler Tag zur Beseitigung der Rassendiskriminierung», «Internationaler Tag des Puppenspiels», «Internationaler Tag des Waldes», astronomischer Frühlingsanfang gestern, «Weltwassertag» morgen, «Welttag der Meteorologie» übermorgen.

Auf der Suche nach einem gemeinsamen Nenner könnten wir über Grün stolpern. Grün ist der Wald, grün sollte die Hauswirtschaft sein, grün ist das (Aare-)Wasser, grün zeigt sich «ver». Wer? Dazu später mehr. Grün also. Ein längst auch von der Politik vereinnahmter Begriff. Aber es gibt sie noch die Leute, die das Phänomen Farbe weniger emotional aufgeladen angehen. Für sie ist Grün der Farbreiz, der stattfindet, wenn Licht mit einer spektralen Verteilung ins Auge fällt, bei der Wellenlängen zwischen 520 und 565 Millionstel Millimeter dominieren. Wie sinnlich! In diesem Spektrum dürften auch weitere Kandidaten locker Unterschlupf finden: Hellgrün, Dunkelgrün, Blassgrün, Olivgrün, Rasengrün, Waldgrün, Seegrün, Entengrün und die diversen Frühlingsgrün.

Denn phänologisch, auf Deutsch ist das der im Jahresablauf periodisch wiederkehrende Entwicklungsstand der Pflanzen, teilt sich der Frühling (lateinisch = ver) in drei Phasen: Vorfrühling (Schneeglöckchen, Haselnuss, Weidenkätzchen, erster Heuschnupfen). Erstfrühling (Forsythie, Chruselebeeri & Co). Und dann endlich der Vollfrühling. Er erstreckt sich vom Aufblühen der Apfelbäume und des Flieders bis zum Blühbeginn der Vogelbeere und des Wiesenfuchsschwanzes. Laut einer Studie übrigens soll der Wiesenfuchsschwanz eine Schutzfunktion gegen Allergien haben - zumindest bei jungen Mäusen. Sei's drum. Grüne Daumen wären gefragt kurz vor Gründonnerstag, um dessen Namensherkunft noch heute gerätselt wird. Aber das ist eine andere Geschichte. Ebenso das Ampelgrün, das eher die Erlaubnis im Sinne einer bejahenden Wirkung des «Weiter geht's» signalisiert. Allergiefrei. Im Gegensatz zum Ampelrot.

Auch der Zeitgeist 2013 trägt grün, genauer Smaragdgrün, noch genauer Smaragdgrün Nummer 17-5641. So will es Pantone, nicht zu verwechseln mit Panettone, die war früher. Die Nr. 17-5641 also, ein je nach Material kühl schimmerndes, mal an einen alternden Adventskranz erinnerndes, mal eher sattes oder auch ins Türkis tendierendes Grün, hat die Firma Pantone als Trendfarbe für das laufende Jahr gekürt. Die US-Farbenschmiede, die dieses Jahr auch schon ein halbes Jahrhundert alt wird, hat entschieden - und alle Welt folgt, mitsamt Geschwurbel von Frauen- und anderen Zeitschriften, wenn es darum geht, Horoskope und Modetrends zu verbreiten.

Erinnern Sie sich noch an die Trendfarbe 2012? Es war Pantone 17-1463 vulgo «Tangerine Tango», eine Mischung aus Tomaten- und Feuerwehrröt. Der Ton «verleiht einem Adrenalin- und Energieschübe», hiess es damals. Es gibt Leute, die bekommen einen Adrenalin Schub, wenn sie den Begriff Trendfarbe hören - und sind entsprechend schwer bei der Modestange zu halten. Ihre Lieblingsargumentation: «Mode ist eine dermassen unerträgliche Form von Schönheit, dass sie alle paar Monate wechselt und sich häufig durch Rückgriff auf die Vergangenheit neu erfindet». Und wie ist das mit den Jahreszeiten? Die machen zwar allen Trends zum Trotz, was sie wollen und kehren doch immer wieder. Auch der Frühling! Auch am Jurasüdfuss!

Tatorte

Ein Inspektor kommt. Was heisst hier einer? Jede Menge! Seit Til «Wumm-Wumm» Schweiger in der Manier eines Bruce Willis für Arme durch sein leichenreiches «Tatort»- Debut ballerte, werden wir den Geist, den er rief, nicht mehr los. Die Rede ist vom häufigsten Fluchwort der Welt, jenem Four-Letter-Word, das in der Online-Szene vorzugsweise mit f*** appliziert wird. Oh nö! Jetzt kommt auch noch das Achtbuchstabenwort! Doch, doch. Da taucht er am televisionären «Tatort»- Horizont auf, der Horst Schimanski. Die in der zweiten Jahrhunderthälfte vor der Jahrtausendwende Geborenen, auch bekannt als Ü50, erinnern sich: «Schimmi» verstand es unter anderem dadurch seine Duftmarke zu setzen, indem er in seinen «Tatorten» so oft «Scheisse!» rief, dass TV-Partner Thanner alias Eberhard Feik eine Strichliste zu führen sich bemüssigt fühlte.

Eine Strichliste anderer Art lässt aufhorchen, treibt Sorgenfalten in die Stirn - die Kriminalstatistik. 2012 registrierte der Kanton Solothurn insgesamt 23>344 Straftaten, 12,5 % mehr als im Vorjahr. 750>371 Straftaten waren es schweizweit, macht 2061 Straftaten pro Tag (die Gesetzesübertretungen im Minutentakt überlassen wir gewieften Kopfrechnern). Mit 932 Einbrüchen auf 100>000 Einwohnern pro Jahr mausert sich die Schweiz zum Einbrecher- Mekka Europas. Offensichtlich machen sich an Schweizer Honigtöpfen nicht nur Bären zu schaffen. Nach der längst verbreiteten Wahrnehmung steigender Unsicherheit in der Bevölkerung ortet nach den Jägern nun auch die Polizei und Politik Handlungsbedarf. Aber eben.

Ob wir uns unter wohligem Schauer und aus sicherer Distanz einen «Tatort» reinziehen in der Gewissheit, dass der Spuk nach anderthalb Stunden zu einem guten Ende führt... Oder aber andere für uns vor Ort die Ärmel hochkrempeln - es liegen halt schon Welten zwischen fiktiven und tatsächlichen Tatorten. Kommt hinzu, dass TV-Krimis mit einer Aufklärungsquote von nahezu 100 % glänzen, während es die Polizei im richtigen Leben gerade mal auf plus/minus ein Drittel bringt. Das mag mit personellen Engpässen zu tun haben. Damit haben die Macher von «Tatort»-Serien kein Problem, wie der 74-jährige Götz George alias Schimanski zeigt. Im Gegenteil. Die Flexibilität, mit der TV-Anstalten «unverbrauchte Nachwuchstalente» zu Tage fördern, ist verblüffend. Zur Komplettierung des tatörtlichen Promi-Rentner-Räuber-GendarmPanoptikums in immer mehr Städten fehlt eigentlich nur noch Arnold Schwarzenegger für CSI Federal State of Steiermark. Immerhin: Matula macht Feierabend. Luzern aber möchte dran bleiben am «Tatort», inkl. TV-Gratis-Sightseeing rund um den Vierwaldstättersee.

Zurück auf den Boden der Tat(ort)sachen. Wie es im richtigen Ermittlerberuf zu und her geht, demonstriert demnächst die Kantonspolizei Solothurn. «Bei uns gibts den Tatort nicht nur sonntags», heisst der öffentliche und kostenlose Anlass, der an einem Samstag, 20. April, bei der Rythalle über die Bühne geht. Anhand eines zwar auch fiktiven, aber immerhin realitätsnäheren Tatortes werden die Spezialisten zeigen, wo der Hund begraben liegt.

Ein interessanter Tatort ist auch die Schopfbühne Grenchen, wo es heisst: Ein Inspektor kommt! Vielmehr, er ist bereits da. In Gestalt einer Frau in Männerkleidern. Ein durch und durch origineller Regieeinfall, wie da John B. Priestleys Klassiker durch Rollentausch quasi «travestiert» wird. Und da wir schon in Grenchen sind: Am 6. April gibt sich unter anderen der Weltmeister der Sprechzauberkunst die Ehre. Das Wort muss man sich auf der Zunge zergehen lassen: Sprech-Zauber-Kunst. Dabei stammt der Begriff weniger aus der Politik als vielmehr aus einer anderen Form der geselligen Magie: dem Internationalen Zauberkongress. Tatort ist sinnigerweise das Parktheater. Mal schauen, ob die Illusion tatsächlich verrückter ist als die Realität.

Tschugger

Polänte, Polüüpe, Pozilei, Zolipey, Schmier, Bulle, Trachtegruppe, Chappe-Gloon, Landjäger, Zödu-Lisi, Lang-Fing-Fang, Lang-Fing-Fang-Päng und Lang-Fing-Fang-Wau. So, nun ist aber erst mal genug. Das langt, um auf das zugegebenermassen nicht durchwegs positiv belegte umgangssprachliche Wortkreatiospotenzial in Sachen Gesetzeshüter hinzuweisen. Das wäre hier auch kaum Thema, würde an diesem Wochenende nicht ein geradezu krimineller Tsunami über den Jurasüdfuss, ja die ganzen Kantone Solothurn und Bern hereinschwappen. Allein am ja eigentlich beschaulichen - manche sagen provinziellen - Jurasüdfuss lassen sich locker elf mal zwei Veranstaltungen (tat)orten - von den Lesungen «Zweimal Elf» in Solothurn über den «Mord am Limpach» bis zur «Steifen Bise über Balsthal».

Für vier Tage also verwandeln sich die Kantone Solothurn und Bern ins «kriminelle Zentrum» Europas. Verursacher ist einer der wichtigsten Wegbereiter des modernen Kriminalromans, der gebürtige Österreicher Friedrich Glauser. Dessen 75. Todestag nimmt die «Criminale 2013» zum Anlass, das grösste deutschsprachige Krimifestival Europas erstmals in der Schweiz anzusiedeln. Einer der besten Glauser-Krimi, «Matto regiert» wurde dreimal verfilmt. Das letzte Remake aus der Jahrtausendwende weicht in einem Punkt von Glausers Vorlage ab: Kein Schroter, kein Tschugger, wie Glauser seine Texte gerne mit Helvetismen durchsetzt. Aus dem Wachtmeister Jakob Studer wurde die Fahnderin Claudia Studer. Drehort war, wie schon bei der zweiten Verfilmung 1980 mit Hans Heinz Moser, das eindruckliche Beispiel barocker und zisterziensischer Baukunst und Kultur im Grenzraum der Kantone Bern, Solothurn, Aargau und Luzern: das Kloster St. Urban. Aha, geht doch.

Es war ein interessanter Jahrgang, dieses 1936. Nicht nur, weil mit der Publikation von Glausers «Matto regiert» die Moderne der Krimiliteratur eingeläutet wurde. Im gleichen Jahr feierte in New York Charlie Chaplins satirischer Stummfilm «Modern Times» Premiere. In Solothurn gab am 6. Mai 1936 kein geringerer als Albert Schweitzer ein Orgelkonzert - in der Stadtkirche. Am 5. Mai 2013 ist ein Remake geplant, das gleiche Konzert ist am gleichen Ort nochmals zu hören. Diesmal mit Urs Aeberhard an der Orgel. Aber neben Weltklasse auch Kleinklasse: In Zürich wurde 1936 «Tschugger» von einem Polizeirichter noch als Schimpfwort taxiert. Was für ein Sturm im Wasserglas, als sich ein Sturm ganz anderer Dimension anbahnte. Die Grenze zwischen Wahnsinn und Normalität ist in der Tat manchmal hauchdünn.

Apropos Tschugger. Was für ein klangvolles Wort, um das sich Legenden ranken, die mitunter aufs Berner Patriziat zurückgehen. So soll die noble Berner Gesellschaft einst in der Sommerresidenz Tschugg die kräftigsten Männer zum Schutz von Hab und Gut rekrutiert haben. Richtige Tschugger eben. Wenngleich Weinkenner den Tschugger ohnehin eher mit vergorenem Traubensaft a l'origine de Tschugg denn mit Gesetzeshütern assoziieren. Beides lässt sich auch trefflich verbinden. Findige Winzer aus Tschugg haben eigens eine «Landjäger»-Etikette kreiert. Ausschliesslich Polizisten können Chasselas, Oeil de Perdrix und Pinot Noir mit der «eigenen» Etikette aus Tschugg beziehen. Der Jahrgang 2012 soll übrigens nicht von schlechten Reben-Eltern sein. Man sollte sich nur nicht zuviel davon genehmigen.

Ob man zu viel kriminalistische Veranstaltungen konsumieren kann, ist wie vieles relativ. Für Krimi-Junkies präsentiert sich die «Criminale 2013» allein aufgrund der schieren Menge ein bisschen wie Russisch Roulette mit umgekehrtem Vorzeichen: oh je, ein Knaller - und man war nicht dabei! Viel Glück also und hoch die Tassen! Ob beim einen oder anderen Event die Möglichkeit besteht, mit dem Tschugger das Glas zu erheben, entzieht sich unserer Kenntnis.

LiteraTour

Es geschah ziemlich genau vor 1145 Jahren, exakt am 11. Mai 868, als das erste mit Sicherheit zu datierende Buchdruckerzeugnis der Menschheitsgeschichte das Licht der Welt erblickte. Liebe Leserin, lieber Leser, Ihnen ist bestimmt aufgefallen, dass sich im ersten Satz dieser Kolumne eine Ungenauigkeit eingeschlichen hat. Was da an der Seidenstrasse im westlichen China gefunden wurde, war selbstverständlich kein Buchdrucker-Zeugnis, sondern ein Buchdruck-Erzeugnis. Wobei so falsch der Begriff Buchdrucker-Zeugnis nun auch wieder nicht ist, zumal da in der Tat ein Buchdrucker überzeugend Zeugnis mit einem Buchdruck-Erzeugnis abgelegt hat - und das fast 600 Jahre vor Gutenberg.

Die Erfindung der Schrift ist wohl die grösste Kulturleistung der Menschheit. Und die Erfindung des Buchdrucks ihr Reproduktionsbeschleuniger. Wie viele Bücher wurden bisher gedruckt? Es gibt Berechnungen, die auf den Daten vieler staatlicher und auch privater Bibliotheken beruhen und auf 129'864'880 Bücher veranschlagt werden. Buchtitel wohlverstanden. Allein von der Bibel sollen 2,5 Milliarden Exemplare unterwegs sein, 150 Millionen von Tolkiens «Der Herr der Ringe», ebenso viele von Baden-Powells Pfadfinderbuch.

Buch ist eben nicht gleich Buch. Literatur hat mit dem Telefonbuch etwa so wenig zu tun wie ein (wasserabweisender) Film auf der Outdoor-Jacke mit Filmtagen. Literatur ist bekanntlich aus dem lateinischen littera, «Buchstabe», abgeleitet. Wobei wir uns schon fragen, wo denn das zweite «t» abgeblieben ist. Doch wohl kaum, um in weiser Voraussicht eine Kollision mit dem Anglizismus «littering» zu vermeiden. Schon eher hilft uns die französische Wortfügung «Belles lettres» weiter, wo das verlorene «t» auftaucht - um im deutschen Abkömmling «Belletristik» gleich wieder zu verschwinden.

Obwohl sich der Begriff Literatur längst von seinem engsten Gefährten Buch emanzipiert hat, erinnern wir uns im multimedialen Globalisierungsprozess gerne an die Anfänge der segensreichen Allianz Schreiben-Drucken-Lesen zurück. Es ist... Ja, wie weiter, wo anfangen? Letzteres fragten sich auch die Macher der Solothurner Literaturtage und landeten bei der Carte blanche, wie Plakate an allen Ecken und Enden in der Schönsten Barockstadt der Schweiz verkünden. Durchaus reiz- wie geheimnisvoll, auch wenn für etliche Schreibende der Horror, so eine leere Fläche, sowohl in Papierform wie auch als Mattscheibe. Für andere wiederum dürfte die Carte blanche kein Problem sein, zumal ihre Technik eine andere ist. Sie sitzen nicht ratlos vor einem weissen Blatt, wühlen eher umtriebig in ihrem Zettelkasten und kommen so beim Schreiben auf Touren.

Die Litera hätten wir. Was aber ist mit der Tour? Rundgänge bieten auch die Solothurner Literaturtage in ihrer 35. Ausgabe an. Als Festival kommen sie auf Touren, suchen nach Spuren, die Schreib-Koryphäen in Solothurn hinterlassen haben: Von Casanova bis Gottfried Keller, der im Soge eines Spottgedichtes gegen den Abriss der Festungsschanzen dem Schweizer Heimatschutz Geburtshilfe leistete. Und Gotthelf liess Anne Bäbi Jowäger nach Solothurn zu Markt fahren: «Nach und nach näherte sich der blaue Berg. Es glaube einmal, er sei seit gestern Abend emel ums Halbe gewachsen, sagte Anne Bäbi. Es hätte ihn nächti noch gutdings gschauet und gluegt, wo der Weissenstein sei...» Nun, der Weissenstein ist noch da. Der Heimatschutz auch! War da nicht noch etwas? Sesseli? Gondeli? Was darf's denn sein? Das dürfte noch dauern. Die Solothurner können ein Lied davon singen: «S'isch immer so gsi». Muss ja nicht auf die Literatur zutreffen. Es trifft auch eher selten zu, dass Mutter- und Museumstag zusammenstossen. Derweil sich der reproduktionserprobte Chinese in Solothurner Sesseln zurücklehnt und überlegt, wie er die «Krone» samt Weissenstein drum herum nachbauen könnte.

Klanglandschaft

Liebe Leserin, lieber Leser, wie geht es Ihnen? Die Frage deshalb, weil seit Mitte Monat manche nicht mehr so recht wissen, wie es ihnen gehen soll. Auslöser für die Nachfrage ist ein Ereignis, das sich neulich im trauen Kreis einer Familienfeier am Jurasüdfuss abspielte. Plötzlich tobte der Jungspund los, boxte an das Regal, rannte aus der Stube, schrie laut, schrie lauter, schrie noch lauter, knallte die Tür und warf sich aufs Bett. «Solche Wutanfälle hat er in letzter Zeit oft», rechtfertigte sich leicht betupft die Mutter vor der irritiert und stumm gaffenden Verwandtschaft. Er käme halt in die Pubertät. So hiess das noch bis vor kurzem und war die Plage aller Erziehungsberechtigten. Seit dem 16. Mai ist Schluss damit, jetzt wird gefälligst nicht mehr zu heftig pubertiert. Sonst riskiert der Nachwuchs zwischen Trotzalter und Pubertät eine wunderliche Diagnose mit noch wunderlicherem Namen: «Disruptive Mood Dysregulation Disorder». Auf Deutsch «schwere Emotionsregulationsstörung».

Ein bisschen Licht ins Dunkel regionaler Befindlichkeiten bringt ein Blick auf die Randspalten der Tagespresse, speziell auf die SMS: viel Lärm um Rasenmäher. Das vertraute Geräusch des eigenen «Grashobels» mag ja noch durchgehen, aber das neue Turbo-Modell des Nachbarn? Ganz abgesehen von den fliegenden Modellen über dem Jurasüdfuss, jene «Zwiebacksägen der Lüfte», die vorzugsweise in Grenchen starten und landen. Dabei ist es kaum ein Monat her, seit die Eidgenössische Kommission für Lärmbekämpfung (EKLK) den diesjährigen «Tag gegen den Lärm» dazu genutzt hat, um die Bevölkerung für «die Wichtigkeit einer natürlichen Klanglandschaft für unser Wohlbefinden zu sensibilisieren». Haben Sie>s gehört? Viel Lärm am 58. Eurovision Song Contest (ESC). Auch wenn Europa bei der Mobilmachung der entuniformierten Sänger Gottes aus helvetischen Landen für «You And Me» wenig Gehör bekundete, die ESC-Ausbeute dürfte den Sommer, falls er denn kommen sollte, mit radioaktiver Dauerberieselung so oder so in Beschlag nehmen.

Natürliche Klanglandschaft? Emotionsregulationsstörung? Klar doch, die zunehmende Verlärmung unserer Umwelt belastet Menschen und andere Lebensgemeinschaften. Lärm ist gesundheitsschädlich und führt in der Schweiz laut EKLK zu externen Kosten von über einer Milliarde Franken pro Jahr. Lärm beeinträchtigt die Kommunikation und macht uns im Extremfall «stumm», wie eingangs beschriebene Szene unberedt Zeugnis ablegt. Was aber ist mit der Emotionsregulationsstörung? Ist das eine pubertäre Eintagsfliege oder treten nun schon die Teenager offiziell kassenpflichtig ein in die wachsende Menge der Kranken?

Antworten gibt DSM-5, das Diagnostische und Statistische Manual Psychischer Störungen, dessen fünfte Auflage Mitte Mai in Kraft getreten ist. Ein Katalog, der von Hunderten Experten aus aller Welt auf den neuesten Forschungsstand gebracht wurde, und zwar von A-Z, von ADHS bis Zwangsstörung. Und was im DSM-5 steht, beeinflusst massgeblich, welche Störungen der WHO-Katalog namens ICD-10 als krank einstuft - und damit auch, für welche Krankheiten die Krankenkassen eine Therapie zahlen.

EKLB also, ICD-10, Takasa, DSM-5 und ESC. Ein neues Naturgesetz scheint sich anzubahnen: je kürzer das Kürzel desto lärmiger der Event. Wenigstens hat M13 seinen Seelenfrieden gefunden. Das abgeschossene Bärenmännchen soll im Museo Poschiavino als Präparat ausgestellt werden und einen Beitrag zu einer «sachlichen Diskussion zum Thema Bären leisten». Sachlich!? Etwa so wie beim ESC? Ach so, ja, es ist doch unsere ständige Begleitung beim Schreiben, das ESC oben links auf der Tastatur. Mal schauen, was beim Draufdrücken passiert. Rein gar nichts! Endlich Ruhe. Aber erst, nachdem auch der abschwellende Schweizer Jubel (100 Dezibel?) des Spätfrühlings 2013 über die beinahe gewonnene Eishockey-WM verhallt ist.

Wassermusik

Es geht auch ohne Händel, um die Wassermusik der Vollendung zuzuführen. Und zwar friedlich beim Jodeln in Derendingen. «Derendingen? Liegt das nicht auf der südlichen Neckarseite Tübingens im Auslauf des Steinlachtals?» Mit der Frage in einer Beiz des Wasseramtes, dessen Namen das aktuelle Wetter alle Ehren bereitet, liegt der Nachfrager am Nebentisch gar nicht so schief in der Landschaft. Er dürfte der Besitzer des Autos mit Kennzeichen Tü sein. Nur, das Derendingen, von dem am deutsch-schweizerischen Zvieriisch eben die Rede war, liegt nicht im fernen Tübingen. Unser Derendingen ist von der A1 aus gut erkennbar an zwei Kirchtürmen, die ganz nahe beieinander liegen: der stämmige katholische und der hagere reformierte. Jenes Dorf also, das sich im Solothurner Mittelland auf der Schotterebene östlich der Emme erstreckt.

Schotterebene und Derendingen. Das passt nicht schlecht. Das Dorfzentrum ist momentan eine einzige Baustelle. Stotternd geht's nur voran - vor allem zur Hauptverkehrszeit. Was da erst los sein dürfte, wenn das Wasserämter Dorf vom 7. bis 9. Juni zum «Jodlerdörfli» mutiert? Über 2000 Aktive und rund 30'000 Besucher, gut fünfmal mehr als der Ort Einwohner hat, werden am 29. Nordwestschweizerischen Jodlerfest erwartet. Alle, die mit dem Privatauto anreisen, werden schon auf der Autobahn auf die Parkplätze auf dem Borregaard-Areal in Luterbach hingewiesen. Alle 20 Minuten fährt ein Shuttle-Bus vom Parkplatz Richtung Derendinger Zentrum, und zwar bis morgens um 4 Uhr. Wie wohlthuend klingt da als Kontrastprogramm das «durchgehende Festprogramm»: «Höckele, gmüetlech u z>friede si im Jodlerdöfli».

Und weiter geht's mit dem bunten Klangteppich in der Festhütte Wasseramt. Eine Woche vor der Derendinger Grossübung kommt Luterbach die Ehre zu, den 80. Wasserämter Musiktag durchzuführen. Über ein Dutzend Gesellschaften werden ihr musikalisches Können demonstrieren. Danach geht's zu etwas ganz anderem nach Zuchwil, wo am 15./16. Juni die Jungfischer Schweizermeisterschaft stattfindet. 600 Jungfischer in Zuchwil! Ist das nicht ziemlich öde, stundenlang zuzuschauen, wie ein paar Typen angeln? - «Sie angeln ja ned. Sie fischen», korrigiert der Tischnachbar. Dabei wird nicht mal richtig gefischt, sondern der Wettkampf besteht aus - richtig gehört! - Technik, Theorie und Sport.

Für das Hören sind bei uns Säugetieren zwei Ohren erforderlich - inklusive Hammer und Amboss. Wie ist das eigentlich bei den Fischen? Fische können nicht nur gut riechen und schmecken (woher sonst soll ein Hai wissen, dass sich grad in der Nähe ein Surfer blutig geschlagen hat?), sondern auch hören. Zwar nicht mit den Ohren (an ihrer Stelle sind bei den Fischen die Kiemen), sondern mit dem Seitenlinienorgan. (Haben das eigentlich auch Linienrichter bei Sportanlässen?) Und wie steht's mit der Fischsprache? Liebe Leserin, lieber Leser, wenn Sie demnächst in die Ferien fahren und wieder mal Blasen an die Meeresoberfläche steigen sehen, könnten Sie Zeuge werden, wie Heringe miteinander reden - sie furzen einander eins vor. Und das über mehr als drei Oktaven. In höchster Vollendung perlen schönste Klänge aus dem Eingeweide, vom abgrundtiefen Bass bis zum brillanten Falsett, pro Ton bis zu acht Sekunden lang. Wassermusik marsch!

Unter vorgehaltener Hand die gute Nachricht für Angler... äh... Fischer: Die Nasenklammer kann auch künftig zu Hause bleiben. Verdauungsgase nämlich treiben die Flatulenz-Virtuosens für ihren Klangteppich nicht an. Egal, ob die Heringe gerade gefuttert haben oder hungern - sie blähen stets in gleicher Regelmässigkeit, wie kanadische und schottische Forscher herausgefunden haben. Interessante Entdeckung? Oder viel Lärm um nichts? Sei's drum. Hauptsache kein Gestank im Ohr! Was bei einigen doch nachhallt, ist dieser argwöhnische Blick auf den Hering im Salatbuffet.

Gargantua

Es ist ja ganz rührend, wie der Opi in die Luftballone pustet und sie zu Dekorationszwecken akribisch im Partyraum seiner Enkelin drapiert. Ja, sie sei gewachsen seit dem letzten Geburtstag. Auch sonst sei viel von Wachstum die Rede. Zu viel. Und nun kommt Opi ganz schön in Fahrt: «Wir brauchen mehr Wirtschaftswachstum - Die Wachstumsraten unserer Volkswirtschaft müssen wieder steigen - Wir müssen für Wirtschaftswachstum sorgen - Wir brauchen eine Wachstumsstrategie... Alles Mumpitz», ereifert sich Opi, und erzählt von etwas ganz anderem. Von Büchel, Fahنشwingen und Gargantua. Was Büchel und Fahنشwingen betrifft, liefert das 29. Nordwestschweizerische Jodlerfest in Derendingen Anschauungsunterricht. Im Tenniscenter Sporting, wo sonst die Bälle flitzen, fliegen am Wochenende die Fahnen; in der Schulanlage Steinmatt wird «gebüchelt» - bzw. das Klappalphorn geblasen. Und was ist mit Gargantua?

Gargantua soll als Säugling die Milch von 17'913 Kühen benötigt haben. Als junger Student ritt er auf einer Stute nach Paris, die so gross war wie sechs Elefanten, und hängte ihr als Schellen die Glocken von Notre Dame um den Hals. Für einen Salat schnitt er Lattich, der so gross war wie Nussbäume. Auf dem Rückweg nach Hause wurde er von einer Burg aus mit Kanonen beschossen. Mit einem 300 Meter breiten Rechen kämmte er sich die Kanonenkugeln aus dem Haar. Unter uns, schmunzelt Opi: «Das Kammuseum Mümliswil hätte seine liebe Mühe, das Ding unterzubringen».

Selbstverständlich sei er beeindruckt gewesen von Gargantua, solange er sich selbst im Wachstum befunden habe, sinniert Opi. Aber es wäre mal der Zeitpunkt gekommen, da sei Schluss gewesen mit der Wachstumseuphorie; der Sinn für Realität hätte ihn eingeholt. Ein Mann - trotz Rabelais - könne beim besten Willen nicht von zwei Metern auf zehn Meter wachsen. Im Gegenteil: Neuste Statistiken wiesen bei jungen Menschen auf einen Wachstumsrückgang hin. Und überhaupt, Nussbäume wüssten von alleine, wann das Ende der Fahnenstange erreicht sei und wüchsen deshalb nicht in den Himmel. Ausserdem wüsste niemand genau, weshalb Dinosaurier ausgestorben seien, die auch am Jurasüdfuss ihre Trampelpfade hinterliessen. Fest stehe lediglich, dass Alter und Grösse anfällig machen. Das zeige auch das Industrie-Fossil namens Sesseli auf den Weissenstein, das beim besten Willen nicht mehr zu reanimieren sei.

Obgleich die proportionale Berechnung bestimmter Grössenordnungen in vielen Fällen zunächst durchaus vernünftig sei, erweise sie sich oft als nicht stichhaltig. Wenn ein Unternehmen um das Zwanzigfache seiner ursprünglichen Grösse wüchse, bliebe das relative Grössenverhältnis seiner Abteilungen nicht gleich. Und überhaupt: Viel stärker als der Wohlstand sei in den vergangenen Jahren die Erschöpfung gewachsen. Selbst das Wasser zeige schon Spuren der Müdigkeit. In Flüssen und Seen würden sich Reste von Antidepressiva sammeln, die jenen Menschen verschrieben würden, die dem Druck des immer Schneller, immer Weiter, immer Länger nicht mehr standhielten.

Eigentlich müsste es ja jedem vernünftigen Menschen sofort einleuchten, dass das Mantra vom endlosen Wachstum nicht funktionieren könne. Vor allem dann nicht, wenn das Verhältnis Hirn-Restkörper saurermässig aus dem Ruder zu laufen drohe. Dabei sei doch der Kopf beim Menschen noch relativ rund, damit das Denken die Richtung ändern könne. Dennoch würden zu viele Wirtschaftskapitäne und Politiker aller Parteien gebetsmühlenartig predigen, dass die Unternehmen von Jahr zu Jahr mehr Autos, mehr Zahnbürsten, mehr Fernseher, mehr T-Shirts produzieren sollen. In fünf Jahren, in zehn Jahren, in zwanzig Jahren. Immer mehr. Immer mehr Müll. Über 200'000 Produkte böten Kinder-Online-Shops heute schon. Marken-Artikel, versteht sich. Wachstum tut ja so gut, freut sich der Luftballon - und platzte.

«3. Schuh»

Schuh? Und erst noch der dritte? Der des Manitu? Oder etwa die Sandale römischer Machart? Wen es übrigens interessiert, wie die Römer vor fast 2000 Jahren ihr Dasein zwischen der Kleinstadt Salodurum und der Hauptstadt Aventicum fristeten, dem sei am 16. Juni ein Besuch des Römertags im Historischen Museum Blumenstein in Solothurn empfohlen. Uns drückt der Schuh woanders. Aufgrund der anhaltenden Niederschläge in den letzten Maitagen waren Stiefel angesagt. Sowohl im Bereich der Aare in Olten als auch der Emme in Biberist mussten Wassersperren eingerichtet werden. Ja, wir sind noch einmal davongekommen. Und jetzt, da wir aus dem langen Winter unter Umgehung des Frühlings direkt im Sommer gelandet sind, können wir ja ruhig nachhaken: Geht der Trend aus dem Wasser unter Umgehung der Traufe tatsächlich Richtung Sonne? Oder ist nach dem Regen vor dem grossen Regen? Das Gespür für die Zukunft schärft sich manchmal durch den Blick in die Vergangenheit.

Überlassen wir also kurz dem Berner Chronisten Diebold Schilling das Wort. Seinen Report über die «Sündflut des Rheins», die schwerste Überschwemmungskatastrophe an Aare und Rhein in den letzten 750 Jahren, leitete er wie folgt ein: Am «donstag vor sant Marien Magdalenen tag» 1480, fing es an zu regnen, unaufhörlich, drei Tage und Nächte lang «und warent anders nit dann gross slegregen». Vor dem «slegregen» (Starkregen) war es etliche Tage gar heiss gewesen «das vilicht die gletscher und schneeberg erwarmet waren», schreibt er weiter. Aus anderen Quellen ist bekannt, dass diese Hitzewelle nach einem überaus kalten, nassen und in den Bergen schneereichen Frühjahr und Frühsommer einsetzte und die Schneeschmelze in höheren Lagen erst richtig in Gang brachte. Mit verheerenden Folgen.

In Solothurn wurde die Aarebrücke, noch vor der Mündung der Emme, rund einen Meter hoch überflutet. Dann sei das Wasser, so Schilling weiter, «an der letzi und muren durch die zinnen und venster» in die Stadt gedrungen. Ganz ähnlich wird das Solothurner Hochwasser aus dem Jahr 1651 von Stadtschreiber Franz Haffner geschildert. Das Wasser sei «weniger nit als 3. Schuh über die Brucken gelauffen», was ziemlich genau 90 cm und in der Höhe etwa der Flut von 1480 entspricht.

Wir wollen hier niemandem die Schuld in die Schuhe schieben, aber doch in Erinnerung rufen, bevor uns das Wasser zum Halse steht: Sollte ein echtes Jahrtausend-Hochwasser wie anno 1342 die berühmt-berüchtigte Magdalenen-Flut kommen - dagegen sind 1480 und 1651 Solothurner Nasenwasser -, dann Gnade uns Gott! Eine mehrtägige XXL-Flut brachte damals Ende Juli Wassermassen, die bis heute ihresgleichen suchen. Ganze Flussläufe veränderten sich, mit bis zu 14 Meter tiefen Gräben wurde Mitteleuropa umgepflügt. Ein solches Hochwasser würde heute - salopp gesagt - sämtliche Wasserwege von selbst «renaturieren». Rauf auf den Weissenstein! Das Gondeli wäre bis Ende Jahr im 24-Stunden-Betrieb ausgelastet - und amortisiert, bevor's überhaupt existiert.

Eine Sintflut biblischen Ausmasses? Weit entfernt! Damals sind gemäss Schöpfungsbericht in 40 Tagen und Nächten alle Berge geflutet worden. In diesen nur 960 Stunden muss der Regen mit einer Menge von mindestens 15 Metern pro Stunde runtergedonnert sein. Eine Menge, die ausreichen würde, um jeden Flugzeugträger absaufen zu lassen - ganz zu schweigen von der Arche mit Tausenden von Tieren an Bord. Aber es kann einem auch ohne Sintflut und Magdalena mulmig werden. 1999 dachten manche, wir hätten ein JahrhundertHochwasser erlebt. Dann haben wir alle paar Jahre einen weiteren Schuh voll rausgezogen, den zweiten, den dritten. In diesem Jahrhundert haben wir mindestens das 4. JahrhundertHochwasser hinter uns. Liebe Leserin, lieber Leser, wir wünschen Ihnen schöne Tage in Sandalen. Selbst unterm Schirm, so es denn sein muss - dem Sonnenschirm.

Openair

Neulich an einer Wasserämter Bushaltestelle. Mann mit T-Shirt, kurzen Hosen und Sandalen, aber in Socken, ganz offensichtlich mit einem Loch, sowohl am linken wie rechten grossen Zeh, der bekanntlich am rechten Fuss links und am linken Fuss rechts ist. Ob ihn das nicht stört? Ein ebenfalls Wartender cool: «Egal, schliesslich hat die Openair- Saison längst begonnen». Wo er recht hat, da hat er recht. Der Anteil der Autos, die openair unterwegs sind, ist leicht gestiegen. In der Tat waren kurzfristig mehr Cabrios unterwegs als noch vor Monatsfrist. An Freiluftveranstaltungen besteht kein Mangel, die schiessen bei diesen Wetterverhältnissen auch in Form von Musicals oder Freilichttheater wie Pilze aus dem Boden, vom Zeughausplatz über Seebühnen bis in die luftigen Höhen der Moosegg. Finden mehrere solcher Veranstaltungen (meistens über mehrere Tage) am gleichen Ort statt, kommt diesen die höhere Weihe eines Festivals zu, oft genug der Launenhaftigkeit des Wettergottes ausgesetzt. Entweder wird man gedünstet oder steht knöcheltief im Schlamm.

Für den Sommer/Herbst 2013 sind schweizweit über 300 Freiluftveranstaltungen vorgesehen. Was bleibt, ist die Qual der Wahl, zumal an den paar Wochenenden zwischen Frühsommer und Frühherbst zwangsläufig inflationäre Verhältnisse herrschen. Davon fällt auch einiges für den Kanton Solothurn ab: Solothurn Classics (27.6. - 7.7), St. Peter at Sunset Kestenholz (3. - 7. 7.), Motion Openair Gunzgen (25. - 27.7.), Openair Etziken (26. - 27.7.), Street Music Festival Solothurn (17.8), «Rock am Bärg» Büsserach (23. - 24.8).

Und weiter geht's mit dem (hoffentlich auch) Frischluft-Kontrastprogramm im Kanton: vom FeelGoodFestival Niedergösgen (2.8. - 3.8.) übers Uhuru Weltmusikfestival Weissenstein (26.7. - 4.8.) zu den Freilichtspielen Grenchen, die mit dem Singspiel «Uhregrübler» (bis 13.7.) ihr zehnjähriges Bestehen feiern. «Ohregrübler» ist etwas anderes, eher so ein Vielfüssler. Und wie der Name andeutet, haben einige Tausendfüssler-Arten eine grosse Anzahl von Beinen. Die meisten wurden bei der Art Illacme plenipes gezählt: 750. Den wortwörtlichen Tausendfüssler gibt es demnach gar nicht. Ob 750 oder 1000 Füsse: Er dürfte glücklich sein, dass er nicht von den Sandalen in die Stiefel und zurück in die Hausschuhe wechseln muss.

Es gibt - und das ist der Nachteil an lauschigen Sommerabenden openair, so sie denn kommen sollten - jede Menge Insekten. Mücken, die an der Masse nackter Hautoberfläche auf den Geschmack kommen und drauflos naschen. Sogar Tiger- und andere Kampfmücken mischen mit. Dabei sollten sich eigentlich am Jurasüdfuss die Insektenschwärme in Grenzen halten, zumal die Fledermaus, nicht zu knapp hier angesiedelt, für Law & Order sorgt. Bis zu 2000 Mücken pro Nacht verleibt sich so eine Flug-Maus ein. Von den 30 unterschiedlichen, in der Schweiz lebenden Arten tummeln sich 22 im Kanton Solothurn. Reger Flugverkehr herrscht im Nidleloch beim Hinterweissenstein mit mehreren hundert Starts und Landungen pro Nacht. Schon gehört?

Beinahe hätten wir sie vergessen, die «Fledermaus» am Burgäschisee. Ob sich da die Insektenschwärme durch Strauss' Meisterwerk Respekt einföszen lassen, werden die kommenden Sommernächte bis 9. Juli weisen. Grosse Ereignisse werfen ihre Schatten voraus bzw. greifen tief in die Vergangenheit zurück. Zum Beispiel auf die Schlacht bei Murten anno 1476, die nächstes Jahr openair an Ort und Stelle wiederbelebt wird. Wie war eigentlich das Wetter am 22. Juni 1476? Stehmücken unterm Plattenharnisch oder mit dem Eisenschuh tief im Sumpf? Egal. Interessanter ist da schon die Frage, was heute wäre, wenn damals die Burgunder den Sieg eingefahren hätten. Es gäbe durchaus Vorteile. Wir könnten heute unseren Wein teurer verkaufen, wie Murtens Oberamtmann Daniel Lehmann an der Medienkonferenz zu scherzen beliebte. Wohl bekomm's!

Kolumnen 2014

Allm8 lesen

Ein Schrankgeheimnis war nie vonnöten. Von allem Anfang an nicht. Obwohl an exponierter Lage, ist alles transparent, sicher und wetterfest, vom Inhalt bis zu den Glasfenstern. Die Öffnungszeiten? Frei zugänglich, holen und bringen rund um die Uhr, 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, 52 Wochen im Jahr. Kurz 24/7/52. Das Angebot: reichlich, bunt gestreut, selbstorganisierend. Und erst noch die Kosten: alles gratis, umsonst, aber nicht vergebens. Die Zielgruppen sind Ratten oder Narren. Genauer: Leseratten und Büchernarren. Oder solche, die es während der anstehenden Ferientage noch werden wollen. Und, was bringt uns das, hören wir im Dunkeln munkeln. Jede Menge, wie wir gleich sehen werden.

Der öffentlich zugängliche Schrank am Kreuzackerplatz in Solothurn, rund eine Tonne schwer, ist auch optisch ein Hingucker. Kein Wunder, dass sich Teenies die Nase an der Vitrine plattdrücken. «Das hani gläse», sagt die eine und deutet auf ein Buch hin, wo drauf steht: «SMS-Märchen - Grimm & Co. in 160 Zeichen». So einen SMS-Roman habe ich auch schon geschrieben, mischt sich Lea ein, zückt ihr Handy und gibt Einblick in ihr Schaffen: «Es war 1mal 1e N8. Sie war schwarz + dunkel. Da kam 1e 11e. Sie sagte s8e: <Darf ich dich grösser zaubern?> <N1>, sagte die kl1e N8 + blieb immer kl1». Cool, so der allgemeine Tenor auf ihren Debüt-Roman. Wie denn Grimms SMS-Märchen seien. Cool! Und schnell gelesen seien die 36 Seiten auch. Weitere Frage: Ob denn das Buch nicht mehr als diese 36 x 160 Buchstaben hätte. Hat es nicht, und der Verdacht macht sich breit, dass das wohl keine Langzeitlektüre und in diesem Schrank das Buch mit der geringsten Buchstabenzahl sein müsse. Worauf prompt die Frage folgt, welches Buch wohl am meisten Buchstaben hätte. Mehr noch: Wie viele Buchstaben sich im ganzen Schrank tummeln.

Liebe Leserin, lieber Leser. Was glauben Sie? Wie viele Buchstaben befinden sich im Schrank? Nicht rechnen - nur raten! 100000, eine Million, zehn Millionen, 50 Millionen? Bitte unterstreichen, damit auch Sie an diesem Fern- und Feldstudium Teil jener lebhaften Debatte werden, die sich inzwischen rund um den Bücherschrank entfacht hat. Das Sicherste sei zählen. Da bist du aber noch nach der Pensionierung dran. Es müsse doch eine andere Methode geben. Klar doch: Bücher zählen, Durchschnittsseitenzahl eines Buches abschätzen, durchschnittliche Zeichenzahl einer Seite hochrechnen, alles miteinander multiplizieren und fertig ist das Gericht.

Mit vereinten Kräften werden 325 Bücher gezählt. Jedes Buch hat mehrere Dutzend Seiten Text, sagen wir mal 288 Seiten. Wie viele Wörter pro Seite - 100? 200? Zweifellos irgendwo dazwischen. Sagen wir einfach 150. Und wie viele Buchstaben pro Wort? Na, ungefähr 5 im Durchschnitt. Also haben wir 325x288x150x5, das macht 70'200'000. Gut, wer will sich bei einer so hohen Zahl schon über den Faktor 288 bei der Seitenzahl aufregen? Selbst bei einer Schätzung, die von 200 Seiten und 130 Wörtern pro Seite ausgeht, würden wir sagen, dass der richtige Tipp von 50 Millionen nicht übel ist.

Die 10 Gebote zählen 279 Wörter, die Unabhängigkeitserklärung der 13 nordamerikanischen Staaten zählt 300 Wörter, die EU-Verordnung über den Import von Karamel-Bonbons besteht aus 25'911 Wörtern. Das Wichtigste muss lang genug erklärt werden. Falls sich jemand schon in den Vorferientagen langweilen sollte, könnte er ja nachrechnen, wie viele Wörter in den Diskussionen um die bildungspolitische Zukunft (LP 21) verschlüsselt wurden - und noch werden. Tipp an die Heranwachsenden: Seid k1e 7schläfer, m8 es so: Wurm trifft Buch. «Hallo», sagt er & bohrt sich fest. Das Buch: «Willkommen!» Sie wachsen aneinander. So entstand der Bücherwurm! An alle, die Ferien zuhause verbringen. In der Badi Solothurn steht noch so ein Bücherschrank. Wie viele Buchstaben da wohl drin sind?

Grill(ier)en

Da wären allein die Begriffe, mit denen man eine Diskussion mit Endlosschleife lostreten könnte. Grillen oder grillieren? Das germanische Grillen hat schon mal den Vorteil, dass aus nur zwei Wörtern ein relativ sinnvoller Satz mit sieben Wörtern zustande kommt, was mit dem helvetischen grillieren nicht klappt: Wenn Grillen Grillen grillen, grillen Grillen Grillen. Na ja, die Entdeckung, dass Grillen Grillen grillen, hat noch niemand gemacht, nicht einmal amerikanische Wissenschaftler, die allein zur Steigerung ihres Promistatus' alles und jedes zum Gegenstand ihrer professionellen Neugier machen.

Viel interessanter als die Frage, ob Grillen grillieren, ist die Beobachtung, dass unter den Männchen des Homo erectus, seit rund 200'000 Jahren fossil belegt, je länger je mehr zwei unterschiedliche Typen aus dem Dunstkreis der uralten Fleischverbrennung hervortreten. Nennen wir sie NBG und HTB. Der Natural Born Griller braucht nur drei Dinge: Kohle, Feuer, Fleisch. Das Resultat: Speckstreifen in der Aschekruste oder Bauchfleisch mit zarten schwarzen Brandblasen. Schürzenlose Männer, die es heiss und verbrannt mögen und wissen, dass ein Würstchen erst dann gut schmeckt, wenn es beim Drauflegen auf den Boden gefallen ist, mit Bier abgespült wurde und mit leckerem Restdreck gart.

Anders der High-Tech-Brutzler, der sich als erstes die Schürze umbindet mit Sprüchen wie «Mann mit Grill sucht Frau mit Kohle!» Bei ihm kommt vor dem Angrillen zuerst die Anschaffung, vor dem Brutzler der Bastler. Der neue Gasgrill ist gekauft, ratzfatz ausgepackt, aber dann: Plötzlich liegen 35 Teile herum, die 30 Schrauben, Muttern, Scheiben und Klammern nicht mitgerechnet. Kleine wie die Temperaturanzeige und winzige wie die Elektrode für die Piezozündung auch nicht. Da steht er nun, der High-Tec-Bastler und flucht sich eins. Doch Stunden später ist das Hurra-Gefühl da: Der Grill steht, beide Seitenablagen sind montiert, der Doppelbrenner faucht. Für ein Stück Probefleisch ist es noch nicht zu spät, aber das müsste auch etwas Besonderes sein: schön abgehangen, mit viel Zwiebeln und Sauce, nicht zu gross, nicht zu klein, medium und ohne Fett. Thermostat auf 268,4536 °C, Stoppuhr griffbereit.

Mit derlei Schickschnack hat NBG nichts an der fehlenden Kochmütze, bei ihm ist auch die Blutgruppe des Rinds egal. Hauptsache, die Party-Gäste sind voll in der Glut, wenn auch manchmal schwer zu unterscheiden ist, ob man Freuden- oder Schmerzgeheul hört. In der Tat verletzen sich laut Statistik jährlich 800 Grillierer in der Schweiz. Für einige pro Saison geht es so böse aus, dass sie im Spital behandelt werden müssen. Diesbezüglich hatten es die Indianer beim Grillen leichter, denn die kannten bekanntlich keinen Schmerz.

Seit das Feuer gebändigt und der Cervelat zum ersten Mal im Zusammenhang mit dem Nationalfeiertag 1891 erwähnt wurde, ist die Geschichte des Grillierens ein einziger Triumph. Wenn auch nicht mehr so sehr im Kanton Solothurn, wo Grillführern zufolge die öffentlichen Feuerstellen relativ dünn gesät sind: Man findet sie eher ennet em Bärg oder dann im angrenzenden Bernbiet. Offensichtlich ist hier das Lagerfeuer längst dem Kugelgrill gewichen. Dass im Quartier währschafte Kampfgrill-Runden zu Gange sind, erkennt man an der Duftwolke, die sich über die Landschaft legt und die Nachbarn flehen lässt, der Wind möge sich drehen. Insbesondere dann, wenn Spiritus - ein bedauerlicher Stilbruch - als Brandbeschleuniger im Spiel ist. Liebe Leserin, lieber Leser, HTB oder NBG? Von welchem Typ würden Sie sich lieber vergrillbrutzeln lassen? Unser Tipp: Egal. Hauptsache Glut im Grill und kein Feuer im Dach. Ach so: Der Natural Born Griller möchte noch etwas Verkohltes loswerden - schwer zu erkennen, was es ursprünglich war. Der High-Tech-Brutzler hätte noch ein halbes Dutzend Schräubchen abzugeben - ebenfalls gratis.

Da da muh

Nun greifen sie sich wieder ans Gestöss - auf dem Zugerberg, in Niederscherli, im Klöntal, auf dem Weissenstein, in Riaz, in Truckee. Truckee? Ja, auf diesem 1'773 Meter hoch gelegenen Flecken am Fluss gleichen Namens im Staate Nevada hat ein Globalisierungsversuch von sportlicher Swisness bereits 1954 Einzug gehalten. Exakt am 17. September 1954 soll ein gewisser Inderbitzen Arnold eine typisch schweizerische Sportart in der Sierra Nevada schmackhaft gemacht haben.

«Schwingen, also known as Swiss wrestling, and natively as Hoselupf, is a style of folk wrestling native to Switzerland», musste den Einheimischen erst erklärt werden. Erfolgreich. Am 20. Juli steigen sie auch im kalifornischen Truckee in die SägemehlRinge, die sich selten so sehr anhäufen wie in diesen Juli-Tagen.

Weshalb in die Ferne schweifen, wenn der Hosenlupf ist so nah. Obschon ein bisschen hoch gelegen oben auf dem Weissenstein, wo in der Vergangenheit die Bösen aus dem Bernerland den Einheimischen immer wieder zu schaffen machten. Dieses Jahr sind sie abwesend, die Berner, weil sie am Bernisch Kantonalen in Niederscherli mit sich selbst beschäftigt sind.

Dennoch ist am 62. Weissenstein-Schwinget vom 20. Juli die Konkurrenz beachtlich. 3000 Besucher werden erwartet. Das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest 2013 (ESAF), das vom 30. August bis

zum 1. September in Burgdorf stattfindet, stellt schon jetzt alles in den Schatten. **D**ie Sägemehl-Häufchen und Zuschauerzahlen der regionalen Veranstalter gehen geradezu unter verglichen mit dem, was sich seit Jahresbeginn aus dem Tor zum Emmental andröhnt. Bis 300'000 Festbesucher werden auf dem Burgdorfer Festgelände erwartet; die Emmental-Arena bietet Platz für 52'013 Personen plus Grossleinwand im Public Viewing. Benötigt werden rund 100 Tonnen Sägemehl für die sieben Wettkampfringe a 14 Meter Durchmesser. Das ESAF-OK umfasst über 220 Personen; das Gesamtbudget beträgt 25 Mio. Fr.; gebunkert werden 210'000 Liter Bier; der totale Fleischverbrauch beläuft sich auf geschätzte 23'000 Kilo. Die Eintrittspreise sind jenseits von Gut und Böse.

Keine Grossanlässe ohne akustischen Wiedererkennungswert. Die Hymne der Champions League wurde Georg Friedrich Händels «Zadok The Priest» abgekupfert. Baschis «Bring en hei», das offizielle Lied der Schweiz für die Fussball-Europameisterschaft 2008, weist mit seinem singbaren Refrain Ähnlichkeiten mit der Hymne der englischen Fussballnationalmannschaft für die Fussball-EM 1996 auf. Und die Hymne des ESAF 2013? «Bring en hei» geht nicht, er ist schon da, der Hauptpreis. Er heisst «Fors vo dr Lueg II». Der Zweite deshalb, weil der Erste ausgestiegen ist. Es hat>s mit dem Knie, unheilbar verletzt. Und so kommt es, dass die Hymne dem Ersatz-Muni, eine Tonne schwer, zukommt. Er soll das Zeug zum Ohrwurm haben, der Muni-Song «Da da muh», uraufgeführt noch vor den Sommerferien von der Volksmusikgruppe «Oesch's die Dritten» in der Burgdorfer Lueg-Arena. Ohrwurm ist gut, kaum fallen die ersten Takte, möchte man einstimmen: Zigge zagge, zigge zagge, hoi, hoi, hoi, zigge hoi, zigge hoi, zigge hoi, hoi, hoi. Der Refrain des Muni-Songs geht so: da da muh, da da muh, da da muh, muh, muh. Das deutet irgendwie auf helvetischen Ursprung hin, wenn es auch nicht zutrifft.

Denn urgermanisch heisst es: Zicke zacke zicke zacke hoi hoi hoi. Ein Schlachtruf, der in militärischen und sportlichen Kreisen gerne als Wechselgesang zwischen dem Anführer und der Gruppe zelebriert wird. Der Anführer ruft: Zicke zacke zicke zacke! Und die Gruppe antwortet: Hoi hoi hoi! Ursprünglich wohl Heu, Heu, Heu! So gesehen nimmt die Geschichte doch noch einer helvetische Wende. Selbst wenn der Menüplan von Fors II mit Fors-Krafftfutter angereichert wird, Heu jedenfalls ist auch dabei. In diesem Sinne: da da muh, da da muh, da da muh, muh, muh...

Hundstage

Ihre Biomasse beläuft sich weltweit auf 15 Millionen Tonnen bei geschätzten 600 Millionen Exemplaren. Ja, wir sind auf die Hunde gekommen, von denen es in der Schweiz bald mehr gibt als Kinder unter sieben Jahren. Seit der Registrierungspflicht ist die Hundszahl auf über eine halbe Million gestiegen. Wobei die Rassenvielfalt beachtlich ist - vom Taschenformat bis zur Kälbergrösse, von der stattlichen Dogge (in China ein Hund für vier bis sechs Personen) bis zum Shih-Tzu (im Reich der Mitte höchstens als Hors d'Auvre zu gebrauchen). Nein, es sind nicht die Hunde! Die sorgen zur Zeit neben Katzen und anderen Haustieren in Tierheimen für Hochbetrieb. Es sind die Insekten (Biomasse 900 Millionen Tonnen), insbesondere die Mücken, die in der Saure-Gurken-Zeit nach Schweizer Blut gieren, den Menschen bei ihren Outdoor-Aktivitäten rote Flecken, den Verkäufern von Antimück-Produkten leere Regale und volle Kassen bescheren.

Hinter dem Mücken-Schwarm lauert auch schon der Zecken-Alarm. Ein weiterer Kandidat aus der Kategorie blutsaugender Parasiten, die jedoch nicht, wie uns die Biologie lehrt, den Insekten, sondern den Spinnentieren zurechenbar sind. Denen gefällt's am Jurasüdfuss ganz ordentlich. Besonders in den Leberberger Hochrisikogebieten Bellach, Lommiswil, Langendorf, Oberdorf. Bevor wir vollends vom Hunde-Pfad abkommen und in die mückenreichen Gewässer des schottischen Hochlands abdriften (was macht eigentlich «Nessie»?) oder uns im Unterholz am Jurasüdfuss verirren (wo bleibt der Schwarze Panther?), richten wir den Blick gen Himmel, wo ein dicker Hund, Canis major, in 8,6 Lichtjahren Entfernung seit Jahrmillionen seine Bahnen zieht. Und uns seit der Antike an die Hundstage gemahnt, auch bekannt als Sommerloch - jährlich wiederkehrend zwischen dem 23. Juli und 23. August.

Und eben dieses Sommerloch fördert die üblichen Verdächtigen zutage, die ganz dicken und weniger dicken Schlagzeilen: Schuldspruch gegen einen Toten in Russland; Bankrott der Motor City, worauf bissige Kommentare nicht lange warten liessen: «Es wäre schön, wenn wir Detroit 18 Milliarden Dollar geben könnten. Aber die haben wir schon Kabul und Bagdad gegeben». Viel juristischer Lärm um wenig Stoff in der Schweiz: Kopftuch ja, Hotpants nein. Cäsium 137 im Bielersee; hausgemachtes Erdbeben in St. Gallen. Da kommt mit den bundesrätlichen China-Trips auch noch Erich von Däniken daher, der in der chinesischen Provinz für 250 Mio. Franken eine Art riesiges Disney Land bauen will.

Aus einem Schönheitssalon in Tokio erreicht uns die Kunde, dass sich betuchte Japanerinnen in einer fünfminütigen Therapie Schnecken für 10>500 Yen (100 Fr.) übers Gesicht schleimen lassen. Aha, das Abschleifen alter Hautzellen macht die Geishas jugendlich - und die Schnecken satt. Und ab mit den gesättigten Bauchfüsslern mit der Flug direkt in die westlichen Kochtöpfe? Womit wir bei Gotte Ronja aus Lüterkofen und Solothurns Stadtpräsidenten landen, die den 15. Airbus A340 der Swiss auf den Namen «Solothurn» taufen und den Vogel Richtung Japan ziehen liessen. Sie sei «zu gesund», liess das EliteModell durch den Boulevard verlauten. Was man von den Mexikanern nicht behaupten kann, die laut WHO die Amerikaner in Sachen Fettleibigkeit von der Weltspitze verdrängt haben. Schuld sei zu viel Vitamin T wie Taquitos, Tortillas, Tapas, etc.

Tina T. ist verheiratet. Im Grossen Britannien wird geboren. Die F1 dreht immer weniger saubere Runden. Und auch das noch: 75 Jahre sind es her, seit der Mythos Eiger entzaubert wurde. Heute ist er Tummelplatz für alpine Abenteurer aus aller Welt und aller Arten: Extremsportler, Basejumper und Speed-Rekordler. Nach so viel Schneller-, Sensationeller- Jööhh-, Aha- und Oha-News gönnen wir uns eine Auszeit und gehen die Tage etwas relaxter an: «Juhuiii», jubiliert die Schnecke auf dem Panzer der Schildkröte und lässt sich den Fahrtwind durch die Fühler wehen.

Schicker Gürtel

Szenario auf einem Wasserämter Spielplatz: Knirpse an der Schwelle zur Schulreife in angeregter Diskussion; Frau mit Kleinhund auf der anderen Strassenseite; unfreiwilliger Lauschsitz einer Drohne, die alles für die SoWo-Kolumne protokolliert. «Jööhh, e Chi! Was ächt sone Chihuahua choschtet, fragt sich Rico. «Wenn's nach Gwicht geit, nid vüu... », bemerkt Luca und ergänzt, jemand habe auch schon 8000 Fr. verlangt. «8 Tonne?», staunt Töbu. «Mann, e chli vüu für das bitzeli Hung. Womit die Debatte über einen realistischen Preis für das «bitzeli Hung» lanciert wäre. Gymeler Mäxu mischt sich ein und sorgt für Verwirrung: «Also, denkt euch eine dreistellige Zahl. Irgendeine, bei der sich die erste und letzte Ziffer um mindestens 2 unterscheiden. Jetzt kehre man sie um und subtrahiere die kleinere dieser Zahlen von der grösseren. Danach vertauscht ihr die erste Ziffer der neuen dreistelligen Zahl mit der letzten und addiert die beiden. Das ergibt den einigermassen realistischen Preis für einen Chihuahua. Claro?!»

Liebe Leserin, lieber Leser, unabhängig davon, ob Sie ganz jung oder sehr alt oder irgendwo dazwischen sind; unabhängig davon, ob Sie zur Schule gehen oder sie eben verlassen haben; ob Sie einen Stift in der Hand halten oder ein Cüpli, ob Sie die Sonnenbrille im Haar stecken oder das Handy am Ohr kleben haben - ein neues Schuljahr steht vor der Tür! Wie wir alle wissen, lernen wir nicht für die Schule, sondern fürs Leben (gern). Ach? Ja, erst kommt die Arbeit, dann das Vergnügen; es sei denn, Arbeit ist Vergnügen. Die meisten (Frauen) übrigens arbeiten nicht nur, weil's ein aktueller Modegag ist. Aber auch da sind Zahlen, neben den Buchstaben als Voraussetzung fürs Lesen und Schreiben, das Mass vieler Dinge. Wenn auch manchmal die Liebe fürs Lernen erst auf den zweiten Klick kommt.

Manche behaupten, ein Bild sage mehr als 1000 Worte. Also stellen wir uns ein Schachbrett vor, auf dem ersten Feld ein Reiskorn, zwei auf dem zweiten Feld, auf dem dritten vier, auf dem vierten acht, auf dem fünften Feld 16 Reiskörner und so weiter und so fort. Ja, ja, wir wissen, die Geschichte ist 1200 Jahre alt und stammt aus Indien. Dennoch kaum zu fassen, wie viele Körner, endlich auf Feld 64 angekommen, auf dem Schachbrett Platz finden sollten: 18 Trillionen 446 Billiarden 744 Billionen 3 Milliarden 709 Millionen und ein paar Zerquetschte.

Kommen wir ein bisschen runter von der riesigen Zahl, mit der nicht einmal die schlaue Curta, vor 75 Jahren als erster mechanischer Taschenrechner patentiert, zurecht käme. Sie schaffte in der Version 1 gerade mal die Solothurnerzahl: elf Stellen. (Bis 30. September 2013 noch ist Curta im Rahmen einer Sonderausstellung im Computermuseum Enter in Solothurn zu bestaunen.) Auf einem weiteren Bild sehen wir eine Maus neben einer Giraffe. Die Maus hat 7 Halswirbel. Wie viele Halswirbel hat die Giraffe? Und jetzt die Frage an eine Bellacher Wandergruppe: Die von Seerosen bedeckte Fläche eines Teichs verdoppelt sich jeden Tag. Nach einem Monat ist der Teich zugewachsen - wann war er halb mit Seerosen bedeckt? Machen wir's kurz. Am Vortag war der Teich halb mit Seerosen bedeckt. Max' Rechenaufgabe ergibt stets 1089. Sowohl die Giraffe wie die Maus haben 7 Halswirbel, weil beides Säugetiere sind.

Die Begabungen sind unterschiedlich. Es gibt hervorragende Ziffern-Virtuosen. Das sind exakt 69 Schafe, würde so ein Zahlen-Ass beim Betrachten einer Schafherde behaupten. Wie der das so schnell herausgefunden hat? Ganz einfach: Beine zählen und durch vier teilen. (Dass er den dreibeinigen Hund mitgezählt hat, tut er als Kollateralschaden ab.) Es gibt aber auch Leute, die mit Rechnen, aus welchen Gründen auch immer, rein gar nichts am Hut haben. Ihr Talent liegt woanders. Beim Betrachten der Zahl 1089 z. B. sehen sie ganz klar, wie die 0 der 8 anerkennend zuflüstert: schicker Gürtel! Was sagt eigentlich die 6 zur 9? Sexy Kopfstand!

Hieb- & stichfest

Er wollte möglichst viel Geld einnehmen und belegte deshalb möglichst viele Dinge mit Steuern. So auch den Gang in die Latrine. Sein Sohn war mit Vaters Meinung keineswegs einverstanden. Als die beiden über die neue Steuer sprachen, hielt der Vater das Geld seinem Sohn unter die Nase und fragte ihn, ob das Geld durch die Latrinensteuer denn stinke. Natürlich stinke das Geld nicht, antwortete der Sohn. In der Eingeborenen-Sprache ist uns der Kern dieser Episode überliefert als pecunia non olet. Um diesem Klassiker aus heutiger Sicht ein bisschen auf den Zahn zu fühlen, nehmen wir unter Berücksichtigung aktueller Jahreszeitererscheinungen den Umweg über unsere geliebte Rubrik «Der Mensch und anderes Getier». Da gibt es Exemplare, die sehen gefährlicher aus, als sie sind. Die Hornissen zum Beispiel.

Wo das Wort Hornissen fällt, da darf Hornussen nicht fehlen. Schliesslich sind sich die beiden Begriffe nicht nur phonetisch ähnlich, sondern auch sachlich verbunden. Zum einen wegen des summenden Tones, den der Nuss beim Flug erzeugt. Zum andern wegen des Stechens: Der Abtuer wirft die Schindel in die Luft und versucht den Hornuss abzustechen. Wie das aussieht, dafür liefert dieser Tage das Nordostschweizerische & Interkantonale Hornusserfest in Altdorf Anschauungsunterricht. Hornussen, weit verbreitet im Bernischen und Solothurnischen, ist heute eine High-Tech-Sportart mit richtiger Meisterschaft und so. Zu Gotthelfs Zeiten mag das noch anders gewesen sein. Da wurde über die reguläre Spielzeit hinaus der definitive Sieger oftmals erst im Nachgang ermittelt. Es wurden manchmal nicht nur Nüsse in den Himmel gedroschen, sondern auch gegenseitig - befeuert durch Regelstreitigkeiten und Alkoholkonsum - die Köpfe eingeschlagen. Keine Spur von Fairplay. Für Zeche, Schäden und Verletzungen hatten die Verlierer aufzukommen.

Heute ist doch alles besser. Alles? Nun ja, heute markieren auch Frauen ihr Revier, wenn auch weniger brachial, aber nicht minder nachhal(l)tig. Manchmal langt schon ein Krokodil bzw. das, was davon übrig bleibt, - und das Täschli-Gate nimmt seinen Lauf. Reptilien-Alarm gab es auch im bayrischen Allgäu: eine Alligator-Schildkröte namens Lotti soll es gewesen sein, die einem badenden Jungen die Achillessehne gleich doppelt durchgezwickelt hat.

Der ganze See wurde abgelassen auf der Suche nach dem Sehnenbeisser. Im nachhinein wundern wir uns, dass am abgeschirmten Nacktbadestrand mehrere wagemutige Männer trotz Hinweis - ob Geier- oder Schnappschildkröte war bis Redaktionsschluss noch unklar - ins Wasser gestiegen sind.

Zurück zu den Hornissen, denen und anderen Hautflüglern wir uns verständnisvoll zuneigen. Vor Hornissen haben viele Menschen noch grössere Angst als vor Wespen oder Bienen. Anders als bei Bienen («More than Honey») ist der ökologische Nutzen nicht so bekannt.

Dabei tragen Hornissen und andere Wespenarten als Insektenjäger zur Ausgewogenheit des Naturhaushalts bei, schätzen aber auch Fleisch und fruchtig Eingemachtes. Ein Hornissenvolk jagt bis zu 500 Gramm kleinere Insekten jeden Tag. Leider ist das Märchen «Sieben Hornissenstiche töten ein Pferd, drei einen Menschen» noch immer im Umlauf.

Ungemütlich kann es trotzdem werden. Kaum hat man für seine Liebsten den Tisch freiluft gedeckt, denken auch die Wespen, sie hätten eine Einladung bekommen. Jetzt nur nicht wild um sich schlagen. Gastfreundlich bleiben! Dem Besuch in einiger Entfernung zum eigenen Esstisch immer wieder angeschnittene Früchte anbieten. Die Dressur zeigt Erfolg: Die Wespen fliegen bald von selbst dorthin. Oder Sie reiben, wie es Grosseltern getan haben, als es noch Bauernhöfe gab, Geldstücke mit Kupfergehalt zwischen den Fingern und verteilen die Geldstücke auf dem Tisch. Wespen mögen den metallischen Geruch nicht. Womit ansatzweise hieb- und stichfest bewiesen wäre, dass Geld doch stinkt! Wie es mit Plastikgeld aussieht, wäre noch auszutesten.

Sessologie

Es ist ein Zweisitzer, fährt openair, das Leergewicht beträgt 110 kg, die Fahrzeugbreite 3000 Millimeter, die Motorleistung bringt es auf 80,217675421 PS. Was das wohl sein könnte? Ein Oldtimer aus Metall mit Holzklattung des Baujahrs 1950 wäre schon mal nicht schlecht. Aber das Ding schafft gerade mal 2,68 Meter pro Sekunde, sieht sich aber in der Lage, 450 Personen pro Stunde zu hieven. Hieven? Ja, es geht bergwärts. Vielmehr: Es ging bergwärts und wieder hinunter - wenigstens bis 2009. Danach ging gar nichts mehr. Sässeli selig stand still. Bis jetzt. Alles neu, macht der Herbst. Zuerst wird abgebrochen. Dann wieder aufgebaut. Ab Herbst 2014 darf gegondelt werden. Nach Jahren der Abstinenz ziehen hoffentlich dannzumal Personentransporter namens Gondeli - insbesondere an nebelverhangenen Herbsttagen - auf den Weissenstein.

Schneise, Gleise, Eisenbahn. Die frühesten Absichten, die Bergkuppe Weissenstein mit einer Bahn zu erschliessen, gehen mit den Plänen einer internationalen Eisenbahnachse AlpenOstfrankreich mit einem unter dem Weissenstein hindurch führenden Teilstück Solothurn - jurassisches Birstal einher. Diskutiert und projektiert wurden 1904 eine elektrische Zahnradbahn, 1908 eine Seilschwebbahn und - jetzt kommt's - 1928 ein vertikaler Aufzug von der Mitte des Weissenstein-Tunnels der Solothurn-Münster-Bahn SMB. Die Realisierung einer Weissenstein-Bergbahn nahm nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs konkrete Formen an. 1950 wurde schliesslich für eine kuppelbare, in zwei Sektionen aufgeteilte Einseilumlaufbahn die Konzession erteilt und umgesetzt. **S**ässeli selig hatte eine würdige Abdankungsfeier. Das «Festprogramm» sah unter anderem eine Brocante mit altem Sesseli-Zubehör und der Verlosung eines Zweier-Sessels vor. Damit nicht genug. Im Historischen Museum Olten ist am 23. September 2013, 20 Uhr, der Vortrag «Von Roll - Industriekultur der Schwerindustrie» vorgesehen. Und bis zum 27. Oktober 2013 ist gleichenorts die aktuelle Sonderausstellung «Von Roll Eisenwerk» zu bestaunen. In der schwergewichtigen Ausstellung - sie zeigt Objekte von gesamthaft über zehn Tonnen Eisen und Stahl - werden die einzelnen Werke und ihre Produkte anschaulich präsentiert. Gleichermassen berühmt wie alltäglich sind die Hydranten und Dolendeckel.

Wo sich drei gleichgesinnte Schweizer treffen, gründen sie einen Club. «Dolologie» nennt sich denn auch so ein Verein, dessen Mitglieder sich um den Erhalt von schutzwürdigen Dolendeckeln kümmern. Wenn wir dann selbst in Qualitätszeitungen von «Dohlendeckeln» lesen, macht das schon ein bisschen stutzig. Vielleicht sollten wir uns bei einem Experten der Vogelkunde erkundigen, was damit gemeint sein könnte. Oder wir reden unter Umgehung der Rechtschreibbefalle einfach von Schachtdeckeln. Die Dinger sind auch branchenübergreifend von Interesse. Wer je das Vergnügen hatte, sich bei Microsoft vorzustellen, kennt die berühmtberühmte Frage, weshalb Schachtdeckel in den meisten Fällen rund gefertigt werden. Die Frage lässt mehrere Antworten zu, von philosophischen bis hin zu banal-trivial plausiblen (Dolendeckel sind rund, weil Schächte rund sind).

Wer weiss, vielleicht kommt nach der Dolologie nun die Sessologie. An Diskussionsstoff bestünde kein Mangel. Man könnte sich darüber ereifern, wo denn die von der von Roll lizenzierten und weltweit an 110 Orten platzierten Einseilumlaufbahnen gestanden haben. Einer Erörterung bedürfte auch die Tatsache, dass der Sesseli-Motor exakt 80,217675421 PS leistete und nicht einfach 80 oder 81 PS. Und schliesslich müsste protokolliert werden, dass jede Menge Von-Roll-Archivmaterial massgeblich einem wachen Mülltransporter zu verdanken ist. Beinahe wäre das Material verschütt gegangen, hätte er den archivarischen Wert des für die Schutthalde bestimmten «Ghüders» nicht per Zufall erkannt. Irgendwie ist Industriegeschichte doch auch Kulturgeschichte.

Farbklänge

Herbst ist, wenn keine Wahl ansteht, weil ohnehin Grün naturgegeben durch die Koalition Gelb-Rot-Braun abgelöst wird. Liebe Leserin, lieber Leser, die Rede ist von Bäumen, die ihre Blätter nicht mehr brauchen, zunächst das Blattgrün absaugen, diese Restenergie in den Wurzeln bunkern und so mit dem bunt gewordenen Laubwerk, bevor es auf den Boden fällt, die optische Farbende ganzes Landschaftsbilder einläuten. Dann kommt die Zeit, da an Stelle der Rasenmäher die Laubbläser aufheulen. Und ob des glitschigen Laubes auf den Strassen zu vorsichtiger Fahrweise aufgefordert wird. Herbst ist auch die Zeit der Schlachtplatten. Die beste am Jurasüdfuss gibt's in ... Sorry, der Evaluationsprozess konnte noch nicht abgeschlossen werden.

An Stelle der Schlachtplatte besinnen sich vielleicht einige doch eher auf die «quattro stagioni» - weniger auf die kulinarischen aus der Pizzeria um die Ecke als auf die musikalischen von Antonio Vivaldi ab knisternder Schallplatte. Auf Action und Geselligkeit fixierte Personen jeden Alters orten den Herbst auch in den zur Zeit grassierenden Oktoberfesten nach bayrischer Vorgabe. Oder aber irgendwo zwischen Heso-Ende und Olma-Start. Ein farbenfrohes Kaleidoskop von 118 Solothurner Gemeindeflaggen plus Kantonsflagge wird am 12. Oktober ungestört auf einem 2,5 Kilometer langen Laufsteg - Obacht: fremdes Territorium! - durch St. Gallen spazieren geführt.

Angesichts dieser Farbenpracht einschliesslich Solothurner Senfgelb zur ursprünglich weissen über perlmuttfarben bis zur bratbraunen Verzehrreife mutierenden St. Galler Brühwurst darf uns schon ein bisschen irritieren, was in der schönsten Barockstadt der Schweiz sonst noch so abgeht: ein Farb-Allergikum gegen einen Kranz von zwölf güldenen fünfzackigen Sternen auf azurblauem Hintergrund! Darauf reagieren einige dermassen dünnhäutig, dass sie die Flagge am Liebsten verbannen möchten. Insbesondere dann, wenn sie über dem Solothurner Rathaus weht. Nun darf eine Hundertschaft im Kantonsrat mit dem Stoff darüber auf Tuchfühlung gehen, ob die Europarats-Flagge, die nicht ganz zufällig aussieht wie die EU-Flagge, temporär auf dem Solothurner Rathaus rechtens flattert oder nicht. Wer Musse zu solchem Zeitvertrieb hat, dem geht's doch wirklich goldig. Oder wie der Pole von vis-a-vis hoffnungsvoll einwirft: «Schön wär's, wenn wir unsere weiss-rote Nationalflagge einfach verkehrt herum aufhängen und entspannt zuwarten könnten, bis sich auf wundersame Weise im Polenland allein durch die Rot-Weisse- Fahnenwende paradiesische Solothurner Verhältnisse einstellen.»

Zurück zum Wachstums-Entschleuniger Herbst, vom Farbklang zur Klangfarbe und damit zu einem Versprechen, das uns seit dem 13. Dezember 2012 aufliegt. Damals haben wir in der SoWo 50/12 versprochen, wir würden uns an dieser Stelle melden, wenn es soweit wäre. Am 5. Oktober 2013 ist es soweit. Von a', c', fis auf dis', ais', e' wechselt der Klang die Farbe. Dabei handelt es sich um das wohl krasseste Beispiel von Entschleunigung in der Kunstwelt überhaupt. Worum es geht? Der Name John Cage bringt uns der Sache schon näher.

Es handelt sich um jenen John Cage, der zum Jahreswechsel 2012/13 Kunstschaaffende am Jurasüdfuss dazu inspirierte, die «drei Hellsten» Solothurner auf dem Weissenstein - in Anlehnung an Cages «4'33» - des Nächtens für 4 Minuten 33 Sekunden ausgehen zu lassen. Genau jener John Cage auch, der, obwohl seit über 20 Jahren tot, noch immer in Halberstadt ein OrgelProjekt laufen hat, dessen Ende kein heute lebender Mensch mitbekommen wird. Das Werk heisst «ORGAN2/ASLSP», As SLOW as Possible. Für besonders ausdauernde Musikfreaks: Der übernächste Tonwechsel von dis', ais', e' auf gis, e' findet in rund sieben Jahren statt, am 5. September 2020. Im Jahr 2639 soll die Aufführung leider zu Ende sein. Wir werden Sie weiterhin auf dem Laufenden halten.

KiK & KaK

Ein Raunen ging durchs Solothurner Land, als ein namhafter Betrag für den künstlerischen Aufputz eines grauen Beton-Quaders mit eisernem Stachelkranz ausgelobt wurde. JVA heisst das Anwesen. Jugendverbandsarbeit? Wohl eher Justizvollzugsanstalt, im Volksmund geläufiger als Knast oder Bunker, ein öffentlicher Bau, dem gesetzesmässig eine künstlerische Ausschmückung zusteht. Nicht alle liessen sich entzücken durch den 180000-Fr.-Betrag für die beabsichtigte Aufhübschung des Domizils mit den schwedischen Gardinen im Deitinger Schachen. Andere schon. Ein halbes Hundert Kunstschaaffende nutzte die Gunst der Stunde und leistete einem Aufruf zum Lokaltermin willig Gefolgschaft. Das Hickhack um KiK & KaK geht in die Verlängerung: Ein zweiter Ortstermin am Tatort rund um Kunst im Knast (KiK) oder auch Kunst am Knast (KaK) folgt am Mittwoch, 30. Oktober, um 10 Uhr.

Liebe Leserinnen, liebe Leser. Sie sehen, wir sind bei unserem Lieblingsthema angekommen, dem zwischenmenschlichen Umgang mit Sprach- und anderem Verhalten. Es gibt Gesetze, die verstanden und eingehalten werden müssen, ansonsten landet man je nach Schwere des Vergehens in der Justizvollzugsanstalt, im Gefängnis, Kittchen, Verlies, Kerker, Loch, Bau. Wie im Strafvollzug gibt es auch sprachlich sehr lange und weniger lange Vorfälle. Mit der Wortlänge verhält es sich wie mit der Zahlengrösse: Nach Bedarf kann immer noch eins draufgegeben werden. Und da ist Deutsch, neben Ungarisch und Finnisch, besonders potent. Schon Mark Twain fiel auf, dass manche deutsche Wörter so lang sind, dass sie eine Perspektive haben und führte unter anderem die sperrigen «Generalstaatsverordnetenversammlungen» ins Feld.

Nun ist es ja nicht so, dass die Weltsprache Englisch ein Musterbeispiel an WortKürzeln wäre, mit etwas Chemie und anderem Fachbegriffswachstum hat sie markant zugelegt. Erinnert sei - Velofahrer aufgemerkt! - an den von einem Schweizer Forscher vor bald 70 Jahren initiierten Bicycle Day. Albert Hofmann war auf der Suche nach einem Kreislaufstimulans, stiess auf Lysergsäurediethylamid und fuhr in weiser Voraussicht auf die unbekannten Folgen seines bewusst induzierten Selbstversuchs mit dem Velo nach Hause. Später rapportierte er: «Alles in meinem Gesichtsfeld schwankte und war verzerrt wie in einem gekrümmten Spiegel». Manchmal können wir uns nur schwer des Eindrucks erwehren, als seien noch heute nicht nur Velofahrer unter genau dieser Wahrnehmungsstörung unterwegs.

Der Rest dürfte bekannt sein. Lysergsäurediethylamid machte schon bald unter dem Kürzel LSD insbesondere in der Popkultur Karriere, hat sich auch nachhaltig im Bewusstsein des 21. Jahrhunderts festgesetzt, wie folgende Begegnung mit einem Leberberger Weinliebhaber zeigt. Der ist derzeit sehr besorgt um die neue Ernte, die verzögert daherkommt. Einen Winter, der bis in den Mai vordringt und den damit verbundenen schwierigen Blühbedingungen, mögen Rebstöcke nicht. Anders als Zecken, die unter derartigen Bedingungen schweizweit ins Kraut schiessen. Auf die eben nicht gerade diskrete, aber irgendwie naheliegende Frage, ob er denn jeden Tag Alkohol trinken würde, kam die Antwort: «Ne-nei, einisch i dr Wuche gönni mer LSD». LSD? Und in schönstem Soledurner Dialäkt schob er nach: «Jo, L-S-D - Läbere-Schon- Daag».

Offensichtlich lassen sich gestandene Kürzel locker umdefinieren und eröffnen Perspektiven, die auch unserem KaK gut anstünden: Kunst als Kultur! Und zwar für alle im Bau: die Insassen, Mitarbeiter und Besucher. Leider wird heute Kunst, wenn überhaupt, vorwiegend über den Geldfaktor wahrgenommen. Waren das noch Zeiten, als sich Mäzene aus mehr oder weniger altruistischen Gründen einen Künstler leisteten. Heute nennen sich die Geldgeber Investor und gönnen sich aus Spass oder Eigenbedarf einen KiK, Kohle im Klub, will heissen ganze Fussballmannschaften, womöglich in der Champions League.

Tag der Elfen

Kaum ist das halloweensche Rübengeistern in traditionellen Kürbisanbaugebieten auch schon wieder Geschichte, können wir uns mehr oder weniger be- oder auch entgeistert den Elfen zuwenden. Nein, nicht jenen schwer fassbaren Natur- und Fabelwesen, die aus dem Dunstkreis nordischer Mythologie die Fantasy-Fans entzücken. Heute spüren wir anderen Elfen nach. Wer nicht gerade mit Zahlenblindheit beschlagen ist und trotzdem - oder gerade deswegen - ein Faible für Schnapszahlen hat, erinnert sich gerne an den Tag, der in seiner exklusiven Kumulation von fünf Elfen auch langsam in die Jahre kommt: 11.11.11 11:11. Immerhin, auch für das Jahr 2013 ist ein Elfter im Elften mit elf Uhr elf in Planung. War er früher Endtermin des bäuerlichen Jahres, an dem das Gesinde wechselte, ist er heute mancherorts Startschuss für den Fasnachtsauftritt - nur nicht in Solothurn.

Die Solothurner Fasnacht beginnt nicht mit dem Martinstag (auch Martini genannt, egal ob gerührt oder geschüttelt), sondern mit dem Hilari-Tag am 13. Jänner. Diese Gegebenheit ist umso erstaunlicher, als Solothurn die Elfen von alters her bis zur Obsession gleich serienweise pachtet. Wobei man es mit Fakten und Fiktionen nie so genau nahm. Solothurns mittelalterliche Stadtbefestigung hatte einst weit mehr als elf Türme. Dafür gab es nie mehr als sieben Stadttore. Und ziehen wir von Solothurn eine Gerade durch die Erdkugelmittle, landen wir eher im Rachen eines Haifisches statt auf dem ersehnten Honolulu. Aber es gibt eine Uhr, die nur elf Stunden anzeigt. Wozu das gut sein soll? Es dürfte sich um eine elegante Umgehung des Warn- und Weckrufes «Fünf vor Zwölf!» handeln.

Die Elf hat's in der Tat in sich, selbst wenn sie im Bonsai-Format daherkommt. Sie wissen schon: - chen und -lein machen alle Dinge klein. Haus zu Häuschen, Frau zu Fräulein, Herr zu Herrlein, Weib zu Weibchen, Mär zu Märchen, Knolle zu Knöllchen, wie unsere germanischstämmigen Mitbewohner im nördlichen Nachbarkanton die alles andere als frohe Botschaft nennen, die zuweilen unter Scheibenwischern klemmt. Es gibt neben Höschen, Röschen und Frühchen eben auch Elfchen, jene poetischen Fünfzeiler, die aus elf Wörtern bestehen. Etwa so: Einschen / ganz alleine / fühlt sich einsam / dazu zehn weitere Wörtchen / Elfchen.

Dass heuer die elf schönsten Elfchen am 11. 11. - dem Martinstag - im Museum Blumenstein prämiert werden, ist doch schon mal eine stimmige Ansage, die nur als präfasnächtlicher Elfentanz bei 11° Celsius Aussentemperatur auf dem dicht bewaldeten Martinshof-Kreisel noch zu toppen wäre. Der aber steht in Zuchwil. Nun gut, eine Annäherung zeichnet sich insofern ab, als Evaluationsbestrebungen Richtung Gross-Solothurn am Laufen sind. Projektname Big5? Gimme5? Ach so, Top5! Wie man dereinst das Treiben in der 5. Jahreszeit zu synchronisieren gedenkt, steht ebenso in den Sternen wie das Verhalten der beteiligten Gemeinden. Zuchwil jedenfalls scheint wenig Hemmungen zu kennen, wie die Fasnachtszunft Sans Gene genauso wie die Provinznarren in ihrem Namen schon mal andeuten. Weniger klar ist, was der Biberister Aemmeschnägg von Honolulu hält.

Während der Hokusfokus um Rüben und Kürbisse munter die seltsamsten Blüten treibt, ist das Ritual ums Gänserupfen verfliegen. Und das längst vor den Vegi-Wellen. Weshalb war der Verzehr einer Martinsgans am 11.11. am Jurasüdfuss nie so richtig in aller Munde? Nun ja, seit sich der Fuchs in der schönsten Barockstadt der Schweiz aufs Schuhe-Horten spezialisiert, liegen nicht nur das Rätselraten über den Verbleib der Gans, sondern auch die Indizien für einen Schuldspruch auf der Pfote: «Fuchs, die hast du ganz gestohlen!». Lieber null Gans als ganz unglücklich... Lieber ein Stopfkreisel zur Rushhour beim Martinshof als Tausende Gänsestopflebern weltweit rund um die Uhr. Unter diesem Aspekt hat auch die «GansAbhauet» in Sursee eine völlig neue Lesart.

Vermessen

Falls Sie gerade beim Essen sind: E Guete! Falls nicht: umso besser! Sie sind also nicht gerade dabei, irgendwelche Leckereien genüsslich einzuspeicheln und nach dem Kauvorgang die Speiseröhre hinab zu befördern. Ein fester Bissen braucht immerhin zehn Sekunden, bis er im Magen ankommt. Dort sowie im anschliessenden Dünndarm verweilt die Nahrung jeweils einige Stunden, im Dickdarm bei faserarmer Feinkost manchmal einige Tage... Aha. So genau wollten Sie es auch wieder nicht wissen. (Unter uns, weil wichtig für das Verständnis dessen, was folgt: Unentbehrlich sind die zwei Liter Magensekret, der halbe Liter Galle und die anderthalb Liter des enzymreichen Bauchspeichels, der die Nährstoffe in seine Einzelteile zerlegt. Trinken also nicht vergessen.)

Ähnlich ausgetüftelt wie die Verdauung des Nahrungsnachschubs ist seine Verwertung im Körper. Rund 100 Watt, etwa so viel Energie wie eine Glühbirne, verbraucht ein Mensch bei typischer Sitztätigkeit, wobei nur 20 Watt auf die Leistung des Gehirns entfallen. Unter den übrigen Organen erweisen sich die Leber, die Nieren und das Herz als mässige Energiefresser. Das Herz, zentrales Pumpwerk für den Kreislauf, schafft es, die tägliche Förderleistung von 7000 Liter Blut mit gut 100000 Schlägen in Schwung zu halten. Dabei ist die Energieeffizienz beachtlich, verfeuert es doch im Stand-by-Modus gerade mal einen Zehntel der gesamten Nahrungskalorien.

Was aber passiert, wenn mehr Energie zu- als abgeführt wird? Richtig. Die Speicher füllen und die Pirellis formen sich. Mann und Frau nehmen zu, weniger an Weisheit als an Gewicht. Das durften auch angehende Rekruten gemäss einer Studie zur Kenntnis nehmen. Jeder Vierte ist zu dick, natürlich von Kanton zu Kanton unterschiedlich. Der Speckgürtel zieht sich - anders als der Röschtigraben - durchs nordwestliche Mittelland von Freiburg über Bern, Solothurn und Basel-Land bis in den Aargau. Wobei sich die Solothurner keineswegs durch Mittelmass auszeichnen, sondern einen Spitzenplatz belegen. Als mögliche Ursache wurde auch schon ein grosser Fleischereibetrieb im Gäu geortet. Die Argumentationskette Jura - Kalkstein - Kalzium - schwerere Knochen mag zwar verlockend sein. Schwere Knochen als Ausrede für die, die mit dem Pfunde wuchern, heranzuziehen, ziehen aber nicht.

Da muss doch etwas mit der Messtechnik nicht kosher sein. Mass an Missen zu nehmen, bringt uns auch nicht weiter. Denn die Missen-Masse nach dem Muster 96/69/96 lassen das Augenmass für den Herrn vermissen. Weswegen seit 1972 der BMI (Body Mass Index), gemäss dem sich sowohl Missen wie Mister vermessen lassen, als Mass aller Dinge in die Waagschale geworfen wird. Wobei der Messvorgang ebenso fragwürdig wie abenteuerlich ist. Man nehme die Körpergrösse des Versuchsobjekts in Zentimetern, baue daraus ein Quadrat und verwurschte darin die Biomasse in Kilogramm. Das Resultat: Je kleiner die Fläche und schwerer die Masse desto dicker der Aufstrich. Oder andersherum: Je grösser die Fläche und leichter die Masse desto dünner der Abstrich.

Ein Tierversuch soll uns zeigen, wie viel Fleisch am Knochen so ein BMI hat. Die Giraffe zum Beispiel. Bei der schlanken Erscheinung (600 cm / 1500 kg) müsste mit einem XXL-BMI Ü40 eine schwere Adipositas diagnostiziert werden. Bevor sich der Tierschutz in unser Experiment einmischt: Eine Zahlenhuberei aus der Zeitschrift «Psychology and Aging» verbreitet die Kunde, dass Pessimisten länger leben. Aber eben, auch nur ein Beispiel aus einer anderen Ecke der Statistiken, die sich manchmal wie Richtersprüche geben: einsilbig und schwer nachvollziehbar. Wem das zu wenig Trost für den hohen BMI-Wert sein sollte, greift eben zur Selbsthilfe, schwört auf den HMI (High Mass Index) mit dem Argument, einfach zu klein für das Gewicht zu sein. Der Vorwurf, es dicke drauf zu haben, wiegt so ein bisschen weniger vermessen.

Bschäriige

Schöne Bescherung! Wer so redet, outet sich nicht nur unwiederbringlich als einer älteren Generation zugehörig, sondern stösst bei Heranwachsenden auf ungläubiges Kopfschütteln mit Fragen wie: Wer beschert denn da wen womit? Der Schäfer die Schafe mit der Schäferschere? Durchaus möglich. Manchmal auch der Samichlaus die Kinder mit Geschenken, wenn sie ihr Värslı artig vorgetragen haben. «Samichlaus, du liebe Maa / gäll i mues kei Ruete ha? / Und du bisch nid bös mit mir / weisch, i ha chli Angscht vor dir.» Das war gestern. Der Tonfall heute ist anders, sollte sich überhaupt noch jemand dem Samichlaus Verse schmiedend zuwenden. Das tönt dann etwa so: «Samichlaus, du bisch e Guete / gäll i bruche gwüss kei Ruete / Läär lieber hüt i üsem Huus / dr allergröshti Chlaussack uus».

Samichlaus-Verse als Zeitgeisterscheinung. Da wäre noch jene zeitgenössische Gebrauchslyrik, die es schafft, selbstbewusst-fordernd den Tarif in Form eines zeitgeistigen Gesamtpakets durchzugeben: «Samichlaus, bevor du chunnsch / tschegg de bitte zersch mi Wunsch / Bitte bring kei Plunder hüür; / d>Sackgebühr isch afe tüür!». Auch Sponsoring macht heute vor christlichem Brauchtum nicht halt. «Powered by Feuerwehr», ist auf einer Website zu lesen, die dieser Tage Samichlaus-Dienste anbietet. Die Lachnummer aus einer zeitgenössischen Värslı-Schmiede liess

nicht lange auf sich warten: «Samichlaus, dass i nid lach' / mir hei (no) gar kei Ffür im Dach!». **S**o abwegig ist die Allianz Samichlaus und Feuer nun auch wieder nicht, vor allem dann nicht, wenn d'Bschärig ins Spiel kommt. Versetzen wir uns in eine Zeit zurück, als das Licht noch nicht aus der Steckdose kam, noch keine Mikrowellen die Speisen wärmten und es überhaupt saukalt und der Magen eher halbleer als halbvoll war. Die Bescherung gab's am Lagerfeuer, einer schnibbelte mit dem Dolch am gerösteten Schaf und reichte jedem ein Stück Fleisch, den Mehrbesseren die guten Stücke, dem Fussvolk die zähen, knorpeligen. Immerhin, sie bekamen bei flackerndem Feuerschein ihre Zuteilung, ihre Gabe, ihr Geschenk, es wurde was für sie abgeteilt, beschert. Von daher liesse sich das wohlige Ambiente erklären, das heute die boomenden Weihnachtsmärkte verbreiten.

Im Englischen lebt das Wort Bschärig auch noch gesund und munter weiter. To share, Sie wissen schon, heisst teilen. Na ja, als Substantiv share (für Anteil, Aktie) schwächelt es mitunter. Auch als Shareholder Value. Wie auch immer. Es soll Leute geben, die stehen auf Bescherungen ganz anderer Natur. Die nimmt's wunder, was aus den Töpfen zwei bis vier kommt, wenn am 6. Dezember 2013 die Gegner der Schweizer Nati für die Fussball-WM 2014 zugelost werden. Wird's eine Hammergruppe oder ein Hämmerchentrüppchen? Für einmal dürften sich viele die Light-Version wünschen. Denn die würde den helvetischen Kickern mit Wurzeln aus aller Herren Länder wohl eine längere Verweildauer im Brasilianischen Winterhalbjahr bescheren. Oder doch nicht?

Einstürzende Neubauten. So nennt sich jene Band, die vor bald einem Vierteljahrhundert mit einem Instrumentarium aus Schrott und Alltagsgegenständen eine apokalyptische Sicht der Welt zu inszenieren begann. Schöni Bschärig, dürften manche gedacht haben, als sie die unfrohliche Kunde erreichte, der rechtzeitige Start der WM 2014 sei gefährdet, weil zur stillen Jahreszeit krachend und ungefragt die WM-Wirkungsstätte in São Paulo einzustürzen wagte. Joseph, der Allmächtige des Fussballs, wird's irgendwie richten. Denn es trug sich zu, dass er bei Franziskus, dem ArmenPapst, um Privataudienz ersuchte, sie auch bekam und sein Värslı im Vatikan deponierte. Also sprach Blatter: «Wir haben in der Fifa-Familie auch nicht viele Arme, sondern solche, die weniger reich sind als andere». Na ja. So lasst uns denn - solange es sie noch gibt - zunächst mal die stimmungsvollen, auch regionalen Weihnachtsmärkte durch Santa Claus «be-sharen».

Weltmeister

Und? Was hat sie gebracht, die Bescherung rund um den Samichlaustag 2013? Kommt drauf an, wo man sich gerade aufhielt. Das Tief «Dion» (Kurzform von Dionysos, griechischer Gott der Ekstase) bescherte Eiseskälte im Südwesten der USA. Zwischen Europas 50° und 60° nördlicher Breite zog ein Sturmtief mit dem irritierenden Namen baskischen Ursprungs «Xaver», in Dänemark als «Bodil» eine Schneise der Verwüstung. Gleichentags sorgten News aus dem tropischen Costa do SauApe für eine weit markantere Medienpräsenz. Nicht leicht, aber machbar, lautet der Tenor aus Schweizer Sicht auf ein Überstehen der Gruppenphase an der Fussball- WM14. Seltsam. So ähnlich lauten auch die Reaktionen der Gegner aus Ecuador, Frankreich, Honduras. Schaun mer mal.

Bei all dem Hype um die millionenschwere Gruppenauslosung die ist beinahe untergegangen, dass wir schon Weltmeister sind - im weltweiten Wettstreit um das kollektive Altern.

Jahrelang führten die Leute aus dem «Land der aufgehenden Sonne» die Liste der höchsten Lebenserwartung an. Jetzt stehen andere dem fernen Nippon vor der Sonne. Mit einer Lebenserwartung von 82,8 Jahren liegen die Schweizer erstmals vor den Japanern, die mit 82,7 Jahren auf Platz zwei abgerutscht sind. 0,1 Jahr - das wären dann immerhin plus 36,5 Tage. Oder, da Zeit schon mal gerne mit Geld aufgewogen wird, rund eine Monatsrente mehr. Dem Wirtschaftswachstum und dem teuren Gesundheitssystem sei nachhaltiger Dank.

Weltmeister in Brasilien? Öhm... Weltmeister im Altern? Na ja. Wohlverstanden: Im Älterwerden! Nicht im Alt-Aussehen. Mit Ersterem können wir leben. Gegen Letzteres wehren wir uns mit allen erdenklichen Mitteln, treibt doch der Jugendwahn die seltsamsten Stilblüten. Einerseits werden Anti-Aging- Cremes mit retuschierten 20-Jährigen beworben, ist «Botox to go» eine Option für die kleine Mittagspause zwischendurch. Andererseits können Frauen dank Social Freezing, dem Einfrieren von Eizellen in jungen Jahren, die Gebärfähigkeit bis ins Grossmutteralter ausdehnen. Und die Herren der Schöpfung dürfen dank pharmazeutischer Hilfestellung ihren Mann über die aufkeimende Altersamnesie hinaus stehen.

Selbst für manche Hundehalter scheint Jugendlichkeit das wichtigste Attribut ihres Haustieres zu sein. Eine neue Kreuzung stillt die Sehnsucht nach dem ewig niedlichen Designerhündchen. Es soll intelligent sein, gesund und allergenarm. Das Kläffen darf weggezüchtet, ein langes Leben dagegen angeboren sein. Und am allerwichtigsten: Er muss sein Welpengesicht für immer behalten. Vorhang auf für den Cava-Poo-Chon, dem vierbeinigen Jungbrunnen, der hinsichtlich Grösse und Aussehen das perfekte Accessoire zur Handtasche verkörpert.

Früher wollten Mädchen wie ihre Mütter aussehen, heute ist es umgekehrt. Eine Art «Stellwerkstörung» (Wort des Jahres 2013) im Generationenverlauf. «Systemrelevant» lautet dank Banken das Unwort des Jahres 2013. Bezogen auf die demographische Entwicklung dürfte «systemrelevant» in nicht allzu ferner Zukunft zum Wort des Jahrhunderts mutieren. Denn bis 2050 wird sich die Zahl der «Centenarians» (Hundertjährigen) und «Supercentenarians» (110jährig und älter) nach UN-Schätzungen weltweit verzehnfachen. Auch in der Schweiz könnte jedes zweite Neugeborene über 100 Jahre alt werden, eine gewaltige Herausforderung. Da zeichnet sich ein «systemrelevantes» Paradox für die Zukunft schon heute ab: Viele wollen alt werden, niemand will es sein. Wer aber bei diesem Problem weltmeisterlich zu Werke ginge, dürfte bei allen für ein besseres Leben sorgen. Wahrscheinlich läuft alles «gäng wie gäng», wie es neulich eine Dame von Welt mit schwer abschätzbarem Verfallsdatum zwar meisterlich, aber mit unübersehbarer Neigung zu uneinsichtiger Jugendlichkeit formulierte: «Jedes Problemlä het haut zwöi Siite - die fauschi und mini».

Kolumnen 2014

Supergedenkjahr

Einige haben es hinter sich, andere noch vor sich. Zu Ersteren zählt die G8, nicht zu verwechseln mit der ähnlich klingenden supranationalen Vereinigung der sieben führenden Industrienationen plus Russland. Unsere G8 liegt ganz nah und freut sich über die bisher umfangreichste Fusion im Kanton Bern. Resultat ist die neue Gemeinde Fraubrunnen mit rund 5000 Einwohnern auf einer Fläche von 32 Quadratkilometern. Sie umfasst den Zusammenschluss der acht Gemeinden Büren zum Hof, Etzelkofen, Fraubrunnen, Grafenried, Limpach, Mülchi, Schalunen und Zauggenried. Wovon eine mal solothurnisch war. Lang ist's her. Seit dem Mittelalter war Etzelkofen der Herrschaft Messen zugehörig, die ihrerseits durch eine Schenkung noch vor der Gründung der Eidgenossenschaft an das Sankt-Ursen-Stift in Solothurn gelangte. Inzwischen hat Messen auf 1400 Einwohner zugelegt; die vier Jahre zurückliegende Fusion mit Brunnenthal, Balm und Oberramsern ist in der südlichsten Gemeinde des Kantons Solothurn längst Alltag.

Seit dem 1. Januar 2014 ist der Kanton Solothurn um weitere Gemeinden geschrumpft. Aetigkofen, Aetingen, Bibern, Brügglen, Gossliwil, Hessigkofen, Küttigkofen, Kyburg-Buchegg, Mühledorf und Tscheppach sind politisch zur Fusionsgemeinde Buchegg zusammengewachsen. Und weiter gehts mit Fusionitis, im Idealfall virenfrei. Der Grossraum Solothurn hat es noch vor sich, im Rahmen der «Top 5» (Biberist, Derendingen, Luterbach, Solothurn und Zuchwil) zur Kantonshauptstadt auf - sagen wir mal - so viele Personen heranzuwachsen, wie zur Sicherung der demnächst anlaufenden Winterspiele im subtropischen Sotschi zum Einsatz kommen: rund 50'000.

Nach dieser Tour d'Horizont zwischen bernisch-solothurnischem und kaukasischem Grenzgebiet - die Welt ist ein Dorf! - lässt uns ein Blick über den Tellerrand hinaus auf ein Supergedenkjahr 2014 erfreulicher und weniger erfreulicher Geschehnisse einstimmen. 100 Jahre Erster Weltkrieg. 75 Jahre Zweiter Weltkrieg. 25 Jahre Mauerfall. Fünf Jahre Sässeli- Schrott am Weissenstein. Es sind Themen, die man nicht schönreden kann, zwei Weltkriege, eine kaputte Mauer, erschlafte (Von-)Roll-Material, Zerrüttung, wohin man blickt. Da können ein paar schräge Töne nicht schaden: 30 Jahre «Schrottofoniker» Bätterkinden.

Und weiter gehts im Jubiläen-Takt mit 450 Jahren. Während Galileo Galilei am 15. Februar 1564 das Licht der Welt erblickte, segnete Michelangelo drei Tage später das Zeitliche. Und dann wäre da noch das literarische Schwergewicht William Shakespeare mit einer immer noch nebulösen Identitätszuordnung. Wer war er denn? Viele? Oder doch nur der eine, der am 23. April 1564 geboren wurde. Eindeutiger scheint der 1200. Todestag von jemandem, der - nach dem Julianischen Kalender - zu Beginn des 9. Jahrhunderts, genauer am 28. Januar 814 starb: Karl der Grosse, von dessen mächtigem Reich ja auch nicht viel übrig ist. Es sei denn, man gönne sich einen Last-Minute-Einblick im Landesmuseum, wo noch bis 2. Februar 2014 das Erbe der Schweiz aus karolingischer Zeit zu bestaunen ist. Kein Märchen, diese Ausstellung findet in unmittelbarer Nachbarschaft zu «Märchen, Magie und Trudi Gerster» statt. Und auch nicht zu unterschätzen für das erste (Vor)lesealter: der 60. Geburtstag der Pixi- Bücher, inzwischen über 1'900 an der Zahl.

Manche Sprachen sorgen allein schon durch grammatikalische Kategorien für eine Standortbestimmung: Präsens, Futur, Perfekt, auch Imperfekt, Plusquamperfekt, Futur II und andere Exoten. Die Zukunft aus der Gegenwart mit Blick in die Vergangenheit ausloten. Manche sagen auch, aus der Geschichte lernen. Schön wärs! Zumindest ein weiterer Versuch wert, zu Zeiten anschwellender Leseunlust und anderer Zivilisationskrankheiten der Zukunft entgegen zu gondeln. Ach so, bevors vollends verschütt geht: Nicht vergessen, 2014 steht auch noch der 150. Geburtstag von Alois Alzheimer an.

Kein Witz!

Sagt der eine Ostfrieser zum andern. «Wenn du errätst, wie viel Geld ich hier in der Faust habe, dann gehören die zehn Euro dir!» «Ach», sagt der andere, «wozu soll ich mir wegen lumpiger zehn Euro den Kopf zerbrechen, es gibt Wichtigeres!» Und nun die Geschichte, in der Gott sich als Schweiz-Fan outet. Wie anders liesse sich sonst erklären, dass seit Jahrzehnten in unterschiedlichen Varianten Gottes Begeisterung für die Alpenrepublik wie folgt kolportiert wird. «Mein lieber Schweizer, was kann ich noch für dich tun?», fragte Gott, nachdem er die schönen Berge mit saftigen grünen Wiesen installiert hatte. Des Schweizers weiterer Wunsch waren glückliche Kühe mit der besten Milch weltweit. Gesagt, getan. Der Schweizer machte sich ans Melken und liess Gott ein Glas vom wunderbaren Kuhsaft kosten. Und wieder fragte Gott: «Was darf's denn sonst noch sein?». «Zwei Franken fünfzig für die Milch!»

Witz und Wirklichkeit. Mehr als einem lieb ist, geht manchmal eins ins andere über. Manche Witze sind so klassisch, dass man sie direkt als eine Art ulkiges Weltkulturerbe durchwinken möchte. Würde sich da - nicht immer, aber immer öfter - jemand einmischen und hemmungslos drauflos wiehern: der Amtsschimmel. Je spassiger die Gesellschaft, desto ungemütlicher das Scherzen. Mit Witzen ist schlecht spassen zu einer Zeit, da professionelle und semiprofessionelle Spassmacher in steigender Zahl vor den Kadi gezerzt werden. Bei manchen Witzen sind die Ethnien ohnehin austauschbar. «Was machen Ostfriesen bei Ebbe? Sie verkaufen Bauland an die Österreicher.» Gab's da je Klagen?

Kein Witz. Seit einem Monat müssen alle in der Schweiz auch am Tag mit Licht fahren. Wer sich nicht daran hält, riskiert eine Busse. Alle? Nein. Von der Vorschrift ausgenommen sind Mofas, Velos, E-Bikes sowie die vor 1970 in Verkehr gesetzten Fahrzeuge. Seltsam nur, dass bei den meisten Verkehrsunfällen, in die Fussgänger, Velo- und Töfffahrer verwickelt sind, erwiesenermassen die schwächeren Verkehrsteilnehmer von den stärkeren übersehen werden. Und nicht umgekehrt. Im EU-Raum verbleiben ausgerechnet Frankreich und Deutschland ohne Tagfahrlichtpflicht, wo doch europaweit nicht nur am meisten Autos hergestellt werden, sondern auch am meisten gefahren wird und das zum Teil sehr schnell. Seltsam auch, dass Österreich eine Vorschrift für Tagfahrlicht wegen steigender Unfallzahlen wieder abgeschafft hat. Ach so, etwas bemerkt? Heute ist die Sonne über Solothurn um 7.54 Uhr aufgegangen. Braucht es denn ein Gesetz, wo gefühlte 75 Prozent im nebligen Mittelland längst freiwillig Tag und Nacht mit Licht unterwegs sind?

Jetzt, da die Cineasten langsam aus Solothurn abziehen, können wir uns kurz den Chinesen zuwenden. Im Land des Lächelns gehört der Mundschutz je länger je mehr zum Dresscode, weil der Smog je nach Wetterlage den Tag nachhaltig zur Nacht macht. Ob sich die westliche Haute Couture dadurch inspirieren lässt? Na ja, immerhin zeigt sich China inzwischen bemüht, in Sachen Smogbewältigung langsam in die Hufe zu kommen. Zumindest die himmlischen Vorzeichen stehen nicht schlecht. Kein Witz! Im Reich der Mitte übernimmt - nach dem auslaufendem «Jahr des Drachens» - am 31. Januar 2014 das «Jahr des HolzPferdes» die Zügel.

Wie man schlagkräftig in die Hufe kommt, hat eben einer vorgemacht, der auf einem Waadtländer Bauernhof aufgewachsen ist. Der deutsch-schweizerische Doppelbürger, dessen durchschlagender Aufschlag auch schon mit einer Geschwindigkeit von über 230 km/h zu Buche steht, versetzt nicht nur die Tennis-Gemeinde in einen kollektiven Freudentaumel. Mit einschlägigen Schlagzeilen rund um die Begriffe «Iron-Stan, Stanimal, Stan the man, Superman can» macht auch die Weltpresse kalauernd ihre Aufwartung. Wawrinka als Gewinner des Australian Open? Ein Witz, hat es noch vor zwei Wochen geheissen. Manchmal strafft die Wirklichkeit den Witz eben auch Lügen.

1476 - 2014

Grob gezeichnet verläuft die Entwicklungsgeschichte der Menschheit als Diagramm einer Karriere, die, beim Wurzel- und Beerensammler beginnend, über den wildnachstellenden Waidmann führt und mit einem körperlich untüchtigen Fernsehocker endet. Der führt sich (ersatzweise für den Aggressionsabbau) nichts lieber zu Gemüte, als wie sich eine Horde ehrgeiziger Sportler um Podestplätze balgt. So auch jetzt, weil Sotschi ist. Ein Fest, dessen Faszination nach wie vor ungebrochen ist - trotz aller Auswüchse des Hochleistungssports inklusive des Verrats an den olympischen Idealen. Zur Kehrseite der Medaillen gehören die Umstände der Wahl einer Location, unter deren Folgen weniger die Sportler als die zum Teil eiskalt enteigneten Bürger der Olympiastadt sowie die russischen Steuerzahler zu leiden haben. Des einen Leid, des andern Freud, wenn ein Giga-Event Farbe in den grauen Alltag bringt; in helvetischen Landen quasi aus Graubünden Goldbünden macht.

Zypern, Bahamas, Haiti, Bermudas, Jamaika, Brasilien. Klingt nach Sonne, Wärme, Strand und mehr. Nach Ländern jedenfalls, die man nicht spontan mit Wintersport in Verbindung bringen würde. Und doch gibt es sie, die Wintersportler aus den sonnigen Nischen dieses Planeten, die den Weg nach Sotschi gefunden haben. Die Pazifikinsel Tonga vertritt ein 26-jähriger mit Künstlernamen Bruno Banani, von Heimweh geplagt, im Schlitteln. Ein 20-jähriger aus Simbabwe hat sich im Riesenslalom qualifiziert. Auch dieses Jahr sind die «Cool Runnings» dabei. Die Jamaikaner sind nicht die einzigen Bob-Exoten. Auch Brasilien stellt einen Viererbob in einer Sportart, die sich offenbar in Südamerika nachhaltig etabliert: sie schicken erstmals einen Frauen-Zweier an den Start.

War das eine Gaudi 1992 bei den Winterspielen im Val-d'Isère: Im Riesenslalom wurden manche «Rennfahrer» - trotz des Startintervalls von 40 Sekunden - überholt und behinderten sich gegenseitig. Weshalb das IOC beschloss, gewisse Mindestanforderungen für Athleten einzuführen. Was auch nicht verhindern konnte, dass sich der einzige Athlet aus Thailand an den Winterspielen 2002 im Langlauf das Bein brach. Thailand agiert 2014 abermals verhaltensauffällig. Angeblich keine reine PR in Sotschi, ein Traum sollte für sie in Erfüllung gehen. Obwohl längst im (musikalischen) Olymp angekommen, dürfte die Crossover-Violonistin Vanessa Mae beim Slalom für einmal die zweite Geige spielen.

Jetzt, da die Olympischen Winterspiele 2014 in den letzten Zügen liegen, sind Sommerspiele angesagt. Wer sich fit und sportlich fühlt, keine Angst vor Pferden hat, reiten kann und auch noch frei von Allergien ist, kann sich einmalig in Szene setzen. Für «1476», das Revival der Schlacht zu Murten am Originalschauplatz, werden noch Statisten gesucht. Dazu sollte man nur noch männlich sein, Körpergrösse, Konfektionsgrösse, Kopfumfang, Brustumfang sowie Hüftumfang angeben und ab geht die Post - in Richtung Murten Productions GmbH.

Die Wahrscheinlichkeit, dass Helvetiens Ritter die Schlacht zu Murten 2014 gewinnen, ist höher, als dass die Schweizer aus den kommenden brasilianischen Hitzeschlachten als Fussball-Weltmeister hervorgehen. Dass Karl der Kühne in Gestalt von Stefan Kollmuss (er mag Burgunderweine und hat für «1476» reiten gelernt) nach der Pause das Spiel noch dreht, wäre eine Riesenüberraschung. Ganz abgesehen davon wird der Schweizer Spielführer Adrian von Bubenbergr alias Joris Gratwohl (geboren in Olten, bekannt unter anderem aus der «Lindenstrasse») als ehemaliger Fussballprofi des FC Aarau versuchen, den Ball flach zu halten. Das Spiel dauert rund 2 Stunden und 15 Minuten. Ausserdem gibts kulinarische Leckereien wie «Gluschtiger Wanst-Anreizer» plus «Fürstliche Ritterplatte anno 1476», gefertigt aus garantiert einheimischen Produkten, Verfallsdatum 2014. Sollten wider Erwarten die Burgunder die Spiele im Mai 2014 für sich entscheiden, könnten wir Eidgenossen den Wein (noch) teurer verkaufen.

Haarsträubend

Wadamahada? Männer reagieren zuweilen etwas pikiert, wenn jemand auf ihre Fleischmütze deutet mit der Frage: War da mal Haar da? Aus gutem Grund, zumal manche in relativ jungen Jahren - genetisch bedingt - die Stirn bis zum Rücken tragen. Darunter soll jeder dritte Mann Ü-30 und jeder zweite Ü-50 leiden. Wen es interessiert, ob und wann ihm der Kopf durch die Haare wächst - es gibt Glatzenrechner. Ja, das Leben ist ungerecht, selbst bei der Vergabe von Verfallsdaten natürlicher Kopfhaare. Sie reicht von Null (ultimative Herausforderung für alle Haarstylisten) bis rund 150000, wobei es hier naturfarblich bedingte Abstufungen zu verzeichnen gibt. Bevor nun jemand zu zählen beginnt, andere haben das schon getan. Blonde haben durchschnittlich 150000, Schwarzhhaarige 110000, Brünette 100000 und Rothhaarige 75000 Haare auf der Matte.

Wer sich eines nachhaltigen Haarwuchses erfreut, könnte ihn versuchsweise ein ganzes Leben lang ungebremst ins Kraut schießen lassen. Wer keine Lust und schon gar nicht die Geduld dazu hat, kann auch Mandela fragen, Asha Mandela. Das lebende Rapunzel hat die Haare schön, ganz schön lang und schwer: 16,8 Meter Dreadlocks mit dem Gewicht eines vierjährigen Kindes. Wenn sie sich die Haare wäscht (Weltwassertag 22. März), verbraucht sie acht Flaschen Haarshampoo. Andern stehen die Haare zu Berge wie jener 1,18 Meter hohe «Iro», bei dessen Träger sich die Frage stellt, ob er lieber gegen den Wind oder mit dem Wind geht (Weltwettertag 23. März), ob er lieber Cabrio fährt oder waagrecht im ÖV unterwegs ist.

Der Mensch sei ein vernunftbegabtes Wesen, heisst es. Wenn man sieht, was er sich alles ausdenkt oder antut, um in irgendeiner skurrilen Disziplin einen Rekord aufzustellen, könnten Zweifel aufkommen. Innerhalb einer Stunde hat mal ein Coiffeurmeister sieben Frauen frisiert - unter Wasser. Ein anderer schnitt während eines Fallschirmsprungs in etwa 4200 Metern Höhe Haare. Wie die Frisur geworden ist, ist nicht bekannt. Gesittet spektakulär dürfte es am kommenden Sonntag zu und her gehen, wenn die 45. (H) Aarewelle ins Solothurner Landhaus lockt. Schön, ganz schön schick wird es zugehen, wenn angehende Frisörinnen/Coiffeusen/Hairstylistinnen/Haar-Designerinnen (Zutreffendes unterstreichen) die Locken wellen bzw. die Wellen in der schönsten Barockstadt rocken lassen.

Was ist eigentlich mit dem Figaro, der stellvertretend für all die Barbieri von Sevilla bis Sibirien mit lyrischem Bariton seine Spuren hinterlassen hat? Sieht etwa der Figaro einer neuen Hochzeit entgegen, indem er als Barbier aus der Versenkung auftauchend sich wieder vermehrt um die Gesichtsbehaarung von Männern kümmert? Einiges deutet darauf hin zu einer Zeit, da das Barttragen so viele Formen hat wie die Formen Namen: Milchbart, Koteletten, Backenbart, Schifferfräse, Schnäuzer, Ziegenbart, Jägerbart, Knebelbart, Playoff-Bart und die Königsdisziplin Vollbart mit all seinen Auswüchsen vom Erbsenfänger über den «Pelz im Gesicht» bis zum Rauschbart. Ein haarsträubendes Exemplar soll aufs Haar genau 1,83 Meter messen. Wenn da der Träger nur nicht über seinen eigenen Gesichtsschmuck stolpert. **A**ls Erklärung für das Barttragen dessen sprichwörtliche Nutzlosigkeit anzuführen, taugt auch nichts mehr, seit manche den praktischen Wert in der Bezeichnung «Gesichtsmatratze» hervorkehren. Wo aber liegt des Barttragens prosaische Wurzel? Wie bei so manch haariger Angelegenheit könnten wir diese etwa im Zeitverplempern suchen - darauf hinweisend, dass der Bartlose so um die dreieinhalbtausend Stunden seines Lebens vor dem Spiegel vertrödelt. Andere bringen die Frau ins Spiel. Diese sei es, die den Bart aus den Untiefen männlichen Emanzipationsprotests spriessen lasse, der sich auf die einprägsame Formel bringen lässt: Nimmst du mir meine Hose, sträube ich dir mein Barthaar entgegen. Beim Barte des Propheten! Psssst, nun ist aber erst mal Ruhe... Am dritten Freitag im März ist «Internationaler Weltschlaftag».

So ein Käs

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, heisst es. Kann es auch sein, dass 558 Wörter mehr sagen als ein Bild? Vielleicht erinnert sich der aufmerksame Leser, die achtsame Leserin, noch an jenen erheiternden Cartoon «gegen den Strich» von Fernandez (zu betrachten in SoWo Nr. 12). Ein Paar sitzt am Bistrotisch, die Serviceangestellte streckt dem Herrn der (Er-)Schöpfung den üppigen Busen vors Gesicht mit der neckischen Frage, was es denn sein darf. Prompt ordert er in voller Begeisterung «zwei Glas Milch». Worauf seine empörte Partnerin, mit Holz vor der Hütte eher suboptimal bestückt, ziemlich unwirsch mit «Cola!» dazwischenfährt. Ja, Milch macht müde Männer munter, hiess es früher nicht ganz genderkorrekt. Und heute?

Das heutige «Fit mit Milch!» dürfte auch nicht in jedem Fall greifen, zieht man in Betracht, dass jede fünfte Person in der Schweiz an KMA (Kuhmilchallergie), Laktose-Intoleranz beziehungsweise Milchzucker-Unverträglichkeit leidet. (Deren Slogan dürfte eher Richtung «Shit mit fit» tendieren.) Nichtsdestotrotz steppen sie wieder von den Plakatwänden, die gefleckten und unbefleckten Kühe helvetischer Herkunft. Denn Swissmilk, die Genossenschaft Schweizer Milchproduzenten, hat Schulen hinsichtlich des Tages der Milch vom 26. April zu einem KreativAkt auf einem unübersehbaren Plakat aufgefordert. Mit einem «Triptychon» findet sich unter den rund 80 beteiligten Schulen auch die Klasse eines Oberstufenzentrums aus dem angrenzenden Bernbiet. Es handelt sich um den Ort mit dem bestens erhaltenen mittelalterlichen Ortskern namens Wiedlisbach.

Von der Milch unter Umgehung der Butter direkt zum Käse. Die Experten der Weltmeisterschaft hatten die Qual der Wahl: Mehr als 2600 verschiedene Käsesorten galt es zu testen, bevor die Besten ausgezeichnet werden konnten. (Unter uns Schweizern: Es gibt Käseliebhaber, deren Lebenswerk in Sachen Käsetest kurz vor der Pension bereits bei gefühlt gekosteten 600 Sorten ins Stocken gerät.) Wie auch immer. Kein Nachhall eines Aprilscherzes: The Winner in Wisconsin is... Än Ämmitauer! Ein löchriger Emmentaler, hergestellt im St. Gallischen. Aus dem Solothurnischen gibts selbstverständlich «Käsänfderzue». So ein Käs, dürften sich auch einige in jener Wasserämter Industriegemeinde mit über 8000 Einwohnern gedacht haben, als die Traditionsmolkerei von Biberist nach Obergerlafingen umzog und seither dort ihr Käsehumidor feil hält. Des einen Freud, des andern Leid, so ein Käse im Humidor.

Bild, Sprache, Käse, Loch. Eigentlich hat bildsprachmässig der Schweizer Käse ja längst vor dem weltmeisterlichen Laib in Wisconsin global eingeschlagen. «Troue comme un fromage de gruyere», parliert der Romand. «Full of holes as a Swiss cheese», sagt, wer sich des Englischen mächtig wähnt. Und beide meinen «löchrig wie ein Emmentaler». Den dritten Rang an der Weltkäsemeisterschaft 2014 belegt übrigens ein Schweizer Gruyere. Die CH- Dominanz dürfte insofern nicht überraschen, als Schweizer Immigranten in Wisconsin unter anderem mit «New Glaris» (Ziger!?) schon früh eine Duftmarke setzten. Da wundert auch nicht, dass die Wisconsiner scherzhaft Cheeseheads (Käseköpfe) genannt werden. Und die Fans des berühmten Footballteams Green Bay Packers mit Vorliebe Hüte in Form eines dreieckigen Emmmentalers tragen.

Eingefleischte Käseliebhaber übrigens sind ausgesprochen gastfreundliche Leute, bitten zuweilen auch Käse-Verächter zu Tisch. Mit der ebenso uneigennütigen wie kalorienarmen Aufforderung, sie könnten sich doch an den höhlengereiften Löchern im Emmentaler erlaben. Alles in Butter mit dem Käse? Nicht ganz. Wir erinnern uns: Bei jedem fünften Schweizer dreht sich beim Wort Käse der Magen um. Wegen KMA, Laktose-Intoleranz und so. Und beim Rest der helvetischen Bevölkerung? Da dürfte das Resultat auf die Frage nach der Beileibtheit von Käse ambivalent oder eindeutig zweideutig ausfallen, wenn die Antwort in reinstem Dialekt jeweils lauten sollte: «Käs Problem».

Hase trifft Ei

Wenn irgend so ein Ausserirdischer in den Konsumtempeln der Gegenwart Umschau halten sollte, dürfte ihm nicht entgehen, dass Ostern weniger mit Western als mit Hase und Ei zu tun hat. Bevor wir weiter kalauernd durch die anstehenden (Frei)tage hoppeln oder eiern, wenden wir uns kurz der Frage zu, was denn zuerst war, ob Hase oder Ei. Ein Blick in die noch gar nicht so vergangene Vergangenheit genügt, um die heidnische Allianz Meister Lampe-Hühnerei aufzuschlüsseln. Das Gewese um Osterhase und -ei hatte von jeher mit Fruchtbarkeit zu tun. Und es geschah erst noch am helllichten Tag. Wenn Gründonnerstags die Bauern ihre in der Fastenzeit verbotenen und darum gehorteten Eier aus garantierter Bodenhaltung zur Kirche brachten (einmal um fruchtbaren Segen zu erleben oder um ihrer Abgabepflicht nachzukommen), wer tobte sich da links und rechts des Weges derart aus, dass manch unschuldiger Blick in Schamesröte niedergeschlagen wurde?

Und wer tobt sich heute, weniger links und rechts des Weges als mitten auf den Fahrbahnen derart aus, dass das ungehobelte Verhalten einiger weniger die Zornesröte vieler anderer ins Gesicht treibt? Es ist ein wiederkehrendes Ritual der besonderen Art, das jahreszyklisch Auferstehung feiert. Die wundersame Vermehrung vollzieht sich heute weniger in der ländlichen Idylle als in den gestauten Blechlawinen insbesondere vor den Löchern im Gebirge. Audi trifft BMW, Ferrari trifft Porsche, i-Miev trifft e-tron, Pajero trifft Kuga, KIA trifft MR2. Wobei Letztgenanntes allein schon sprachlich einiges Konfliktpotenzial in sich birgt, zumal KIA auch als englische Abkürzung für «Killed In Action» geläufig ist und MR2 auf Französisch buchstabiert wie «merde!» klingt.

Wer trifft wen sonst noch? (Achtung Kürzest-Satire: Treffen sich zwei Jäger - beide tot.) Noch gar nicht so lang ists her, als Mustang auf Shelby traf. Und zwar auf der Kreuzung vor dem Solothurner Hauptbahnhof, wo sich seit Jahr und Tag das Bipperlisi quietschend und nicht immer unfallfrei in die Zielkurve legt. Da haben dank der Mustang-Shelby-Begegnung im Frühling 1979 die «Friday Night Cruisers» und das «American Life» ihre Wurzeln. Inzwischen ist der US-CarTreff mit seiner 31. Auflage auch schon in die Jahre gekommen. Nach 29 Treffen in Zuchwil, einem Gastspiel in Oensingen, einer Auszeit im letzten Jahr feiert demnächst die automobile Form- und Farbesfülle vom froschgrünen Thunderbird bis Pink Cadillac ihre Wiederauferstehung - in Luterbach.

Luterbach also. «Wo bitte ist Luterbach?» - «Luterbach liegt in der Nähe von Solothurn in der Schweiz, im Prinzip im Dreieck Zürich-Basel-Bern». - «Vielen Dank, dann also bis zum 4. Mai in der Schweiz!» So steht geschrieben auf der umfangreichsten Online-Plattform im deutschsprachigen Raum für klassische Automobile, Oldtimer und historische Rennwagen. Erwartet werden an besagtem Datum «im Dreieck Zürich-Basel-Bern in der Nähe von Solothurn», genauer auf dem Borregaard-Areal, 15000 Besucher und 1500 Oldtimer, die aus allen Himmelsrichtungen angeröhrt kommen.

Süd, Nord, West, Ostern, Hase, Ei. Das bunte Treiben rund um die Ostertage findet seinen Niederschlag auch anderswo. Da kann man - frei nach Einstein, dass Phantasie wichtiger ist als Wissen - seiner Kreativität freien Lauf lassen. Weshalb ist der Südwester gerade über die Ostertage so wenig erwünscht wie der Nordoster, der in der Schweiz als Bise daherkommt? Ist der Osterhase etwa ein Hase, der im Osten auf einer der Osterinseln lebt und gehamsterte Eier umlackiert? Ist Ostern, das liebliche Fest, mittlerweile nicht zum leiblichen Festival geworden mit Kriterien, als da sind Reisen einschliesslich Staugarantie, gutes Essen und Trinken? Vom Ostermahl-Spass kurz zurück zum OsterMalspass. Das konturenreiche Kontrastprogramm des SoWo-Mal-Wettbewerbes hat durchaus auch Reflexionspotenzial. Ostern? Ja aber war da nicht noch etwas — lange vor Hase und Ei — vor bald 2000 Jahren? Also dann: Frohe Ostern einschliesslich Carfreitag, sorry, Karfreitag!

Fertig Soletti

Als eine der vier meteorologischen und astronomischen Jahreszeiten liegt der Frühling zwischen Winter und Sommer. So haben wir's gelernt. Wo aber war er denn, der abgelaufene Winter? Das Schäumchen Schnee im Herbst 2013? Man musste im Winter 2014 fürs Schneerlebnis schon nach New York oder gen Süden reisen. Offensichtlich beliebt Mutter Natur zu scherzen. Was die Töchter Flora, Fauna & Co gar nicht lustig finden, eher frustig. Sollte sich demnächst auch noch Väterchen Frost als Inkarnation des Winters ins Frühlingsspiessen einmischen, dürfte der ökologische Hausfrieden vollends in Schieflage geraten. Oder mischt da längst die selbsternannte «Krone der Schöpfung» tüchtig mit, indem sie ungefragt den Launen der Natur das nicht über alle Zweifel erhabene Gütesiegel «Handmade by Mensch» aufpfropft?

Setzen nun auch die Jahreszyklen auf Sparflamme? Es macht den Anschein, als würde in gemässigten Breiten die Zahl der geläufigen Jahreszeiten einschliesslich der fünften, der Fasnacht, klammheimlich nach (sub)tropischer Vorgabe abgespeckt: Regenzeit (im Frühling/Sommer); Trockenzeit (im Herbst/Winter). Oder auch umgekehrt. Abbau der Top- Five auf immerhin Zwei? Das schafft Probleme: Gegen wen, wann, weshalb ankesseln? Wen vertreiben, wenn er ohnehin nicht mehr da ist? Da muss man sich eben neu orientieren. Als Orientierungshilfe könnten wir - gäng wie gäng - an all den vertrauten Klangfarben festhalten: Chesslete, Gugge und andere schräge Töne. Oder aber wir passen uns den sich abzeichnenden neuen Gegebenheiten an: Vogelgezitscher im Advent, Rasen-Mä-Mä-Mäher an Heiligabend, Eröffnung der Openair-Saison am Stephanstag, Sirenentest am Bärzelstag usw.

Von den Klangfarben zu den Farbklangen ist es ein kleiner Schritt für einen Menschen, ein riesiger für die Menschheit. Während bei den Meisten Blau (wie Berta?) als Lieblingsfarbe den Spitzenplatz einnimmt, gefolgt von Rot und Grün, gehören Braun, Orange und Lila zu jenen Tönen, die den Wenigsten behagen. Die Farbe des Jahres 2014 trägt nun mal Ton Nummer 183224, hört auf den Namen Radiant Orchid und bewegt sich irgendwo zwischen Rot und Blau, was ausgerechnet Lila ergibt. Da sehen viele Männer sowieso gleich Rot. Wie auch immer. Der Farbton provoziert wie kein anderer. Frauenrechtlerinnen kämpften mit ihm ums Stimmrecht, Priester tragen ihn zur Fastenzeit. Heute werden dem Farbklang ganz wunderliche Attribute angedichtet: Radiant Orchid steht für Innovation, Kreativität und Originalität. Exakt jene Merkmale, die in der fünften Jahreszeit gefragt sind.

Nachdem der Solothurner Böögg den Gang alles Irdischen hinter sich hat - Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub -, ist in Bern der Bär los. Jubel, Trubel, Heiterkeit. Fast hätten wir überhört, dass zurzeit der Oberaargau feste feiert, auch wenn er «hingedry chunnt wie die auti Fasnacht». Irgendwie ist das Bernbiet doch voraus: Während die Solothurner nach dem eben zerronnenen Motto «Avanti Soletti» die Mittwochs-Asche aus dem Haar kämmen, stürzen sich die Langenthaler «putzt u gschträut» ins kunterbunte Treiben. Klar wecken solche Umstände Begehrlichkeiten, indem Grenzgänger hüben wie drüben durch Narrenaustausch die fünfte Jahreszeit zu strecken versuchen. Bedenken wegen fasnächtlicher Massenmigration hat noch niemand angemeldet.

Was aus globaler Sicht nachhallt, und zwar nachhaltig, ist eine zufällig erlauschte Frage in der gewaltigen Geräuschkulisse Honolulu. Es war die Frage, formuliert «in echta unverfälschta Weana Dialekt», wo denn der Soletti bleibt. Im Verlauf unseres Lauschangriffes konnten wir dechiffrieren, dass Joe Soletti in Österreich Kultstatus genießt als Markenbotschafter für allerhand Ösi-Chips-und-Snacks. Kein Zweifel, ein Snacketti! Oha, migranti ante portas! Aber erst mal Entwarnung: Soletti fertig Konfetti - alles paletti. Bis zum nächsten Jahr, wenn auf der Suche nach dem Winter das Solothurner Kesseltreiben zum gefühlten 135. Mal Auferstehung feiert.

Sattelfest

Es gibt da diese klassischen Körperhaltungen bei der Leibesertüchtigung: «Gring ache u seckle» oder «obe bücke, unge tschaupe». Ersteres ist spätestens seit 1997 in der Schweiz als geflügeltes Wort unterwegs. Am Wochenende dürfte Anita Weyermanns Empfehlung auch als Option beherzigt werden, wenn sich bei der 33. Austragung des Grand-Prix von Bern über 30000 Zweibeiner auf «die schönsten zehn Meilen der Welt» machen. Die zweite Erscheinung liefert das weniger schmeichelhafte Bild vom Velofahrer: oben bücken, unten treten! Aber es gibt auch freundlichere Sichtweisen, wie Einstein mal erkenntnistheoretisch relativierte: «Das Leben ist wie ein Fahrrad. Man muss sich vorwärts bewegen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.» Aus welcher Perspektive auch immer: Drei, zwei, eins, los gehts... Wenn Solothurn gefühlte 3-mal mehr 2-Räder als Einwohner zählt, müssen Bike Days sein.

Was heisst hier schon Bike? Die Dinger heissen so unterschiedlich wie die zugehörigen Contests: BMC Racing Cup, BMX-Flatland, Springride, MTB-Dirtjump und anderes mehr. «Kommt in den Mini Drome und fahrt die Konkurrenz an die Wand», ermuntern die Veranstalter des schweizweit grössten Velotreffs die Besucher schon im Vorfeld des Mega-Events. «Das Fahrrad war das erste erfolgreiche Individualverkehrsmittel nach dem Reiten auf einem Tier», belehrt uns Wikipedia. Diese technische Innovation hinterlässt in Solothurn noch heute einen Hauch Stallgeruch, findet doch der eine oder andere Anlass in der Rythalle statt. Reiten auf dem Sattel eines Stahlrosses eben, nur halt ohne Pferdeäpfel. Sattelfestigkeit indes ist nach wie vor gefragt.

Solothurn trotz des Zweirad-Rummels während dreier Tage als Bike-City zu bezeichnen, wäre doch etwas vermessen. Immerhin, zur Eröffnung der Bike Days erfahren wir, welches die velofreundlichste Stadt der Schweiz ist, obwohl es hier (noch) keine Veloautobahnen gibt. Im Gegensatz zu Kopenhagen, wo 38% aller Verkehrsteilnehmer täglich mit dem Velo unterwegs sind. Da wir nun schon mal in der dänischen Hauptstadt sind, am 10. Mai geht ebendort das ESC-Finale über die Bühne. Für Österreich gehts um nichts weniger als um die Wurst, konkreter um Conchita Wurst. Dem bärtigen Paradiesvogel in Frauenkleidern dürfte der Titel «Erste Frau mit Bart beim Eurovision Song Contest» jetzt schon sicher sein. Ob der Schweizer Sebalter, der vom Juristenjob ins Showbusiness umgesattelt hat, sich mit seinem pfiffigen «Hunter Of Stars» überhaupt noch Gehör verschaffen kann? Vielleicht hilft, wenn das Kuriositätenkabinett ESC etwas schillernden Ballast abwirft und sich auf die «Kernkompetenz» besinnt.

Es muss ja nicht unbedingt so asketisch zu und her gehen wie in der Bike-Szene, wo ein besonders frugaler Drahtesel seine Runden dreht. Fixie, Fixed Gear Bike, Starrlauf oder Skidding - Sie verstehen auch nur Bahnhof? Fixie-fix und foxy-schlaue geben sich Rennrad-Aficionados, wenn sie sich die Technik des Bahnradsports aneignen und losbrausen auf dem Zweirad pur im täglichen Kampf durch den Asphaltdschungel. Denn Fixie-Fans lassen bei ihrem Gefährt so ziemlich alles weg, bis nur noch Räder, Rahmen, Lenker und Sattel bleiben. Fertig ist die Mutter aller Fahrräder mit den sattsam bekannten Risiken und Nebenwirkungen.

Bikes für alle nur erdenklichen Bedürfnisse gibts unter den Zweiradliebhabern zuhauf, vom Laufrad bis zum Radball. Wie sich also von der Masse abgrenzen? Da muss schon etwas Besonderes her. Sag mir, was du fährst, und ich sage dir, wer du bist! Klar doch, Fixie-Fahrer traktieren ihre Muskelkraftwagen in extremis, vorzugsweise Marke Eigenbau. Und auf gehts eben hurtig auf einen Espresso nach Mailand. Sattelfest in Sachen Handwerk sind Fixie-Fahrer allemal, weil es jede Menge zu schrauben gibt. Und wo geschraubt wird, sind die Mütter nicht fern. Ach so, allen Müttern alles Gute zum Muttertag, bevor er im Jubel und Trubel lokaler wie überregionaler Sattel- und anderer Feste unter die Räder kommt.

Auf und Up

Unter dem Himmel von Florenz ist demnächst die Hölle los. Etwa hundert Irre prügeln sich wie jedes Jahr beim härtesten Mannschaftsspiel der Welt: dem Calcio Storico. Dabei hat das Raufen mit Fussball in etwa so viel gemeinsam wie Rugby mit einer Kissenschlacht. Überall Blut, Staub, Gebrüll, gelegentliches Knacksen. Die Regeln sind schnell erklärt - es gibt nicht viele. Einmal im Jahr treten vier je 27 Mann starke Teams aus vier Altstadtvierteln beim Brutalo-Rugby gegeneinander an. Die Blauen, die Weissen, die Grünen und die Roten. Das Spielfeld ist ein etwa 60 mal 30 Meter grosser umzäunter Sandplatz mit zwei Netzen an der Grundlinie. Das sind die Tore, in die der Ball befördert werden soll. Wie ist egal.

Verboten sind nur Tritte gegen den Kopf und Angriffe von hinten. Alles andere ist erlaubt. Ein Spiel dauert 50 Minuten, keine Pausen, keine Auswechslungen. Unterbrochen wird nur, wenn die Jungs mit der Bahre kommen. Das Knacksen war ein Knie. Es war der sechste Schwerverletzte bei den Grünen an diesem Tag. Ein Durchschnittswert beim Calcio Storico.

Bemerkenswert ist, dass sich die Hauptstadt der Toskana, Heimat von Dante und Michelangelo, den Calcio storico, diese archaische Mischung aus Ruhm, Rache und Muskelkraft, bis in die heutigen Tage retten konnte. Ja, das Leben ist ein ständiges Vor und Zurück, Geben und Nehmen, Up and Down, Auf und Ab. Wobei der Trend am Jurasüdfuss aktuell eher auf Auf und Up Kurs nimmt - in Richtung slowUp Buechibärg mit seinen zahlreich Bewegten. Querfeldein gehts auf Rädern bei aller Gemütlichkeit im solothurnisch-bernischen Grenzgebiet. 20000 MuskelkraftUser werden zur Entdeckung der Entschleunigung am Sonntag beim 4. slowUp erwartet.

Interessantes Kunstwort. «slowUp» kommt von «slow down - pleasure up» und bedeutet «Alltagshektik ablegen - Beflügelndes erleben». Eine clevere Wortwahl. Nicht auszudenken, was wäre, wenn jemand aus Unachtsamkeit «pleasureDown» kombiniert hätte. Selbst für diesen Fall sind die Veranstalter gewappnet. Wer findet, die eintägige Entschleunigungskur sei etwas für eingeschlafene Füsse, kann sich einen speedUp beim «Adventscher Trail», Queren eines Baches oder Milchkannen-Beigen besorgen. Erklärtes Ziel der Entschleunigungstour ist es unter anderem, die Gesundheit der Bevölkerung, die Beziehung zwischen Stadt und Land und die touristische und wirtschaftliche Position einer Region aktiv zu fördern. Ist auch verständlich in einer Zeit anschwellender Globalisierungsbestrebungen.

Denn Globalisierungsbewegungen haben die Tendenz, regionales Bewusstsein an die Oberfläche zu spülen. Schönstes Beispiel scheint der FCB, der aus Bayern zu sein. Schluss mit Champions League. Madrid nistet sich in Portugal ein, wenn am 24. Mai erstmals seit 1967 Lissabon Austragungsort des Europapokal-Endspiels im Estadio do Sport Lisboa e Benfica sein wird. Der FCB, Global-Player in Sachen Fussball, «Mia san mia», muss sich nach der Verabschiedung aus der Champions League fragen: «Wer san mia». Und bietet seine Website auch auf Bayrisch an, mit nach wie vor weltläufiger Ausstrahlung. Wenn der Franck aus dem Frankenreich auch noch bayrisch zu parlieren beginnt, dann kommt das akustisch dem Kantonesischen ganz schön nahe.

Auf Regen folgt Sonne, auf Kälte Wärme, wenn nicht gar Hitze. Gespannt schaut die ganze Welt bereits auf die Fussball WM in Brasilien, für die der Schweizer Coach eben jene Söldner nominiert hat, die er zum Auftakt mitten im Amazonasgebiet bei 40 Grad im Schatten und 90% Luftfeuchtigkeit übers Feld zu hetzen gedenkt. Dieser Schweizer Coach - der Name ist eben entfallen - schaut guter Dinge aufs Hitzfeld von Manaus, liebäugelt sogar mit einer Finalteilnahme. «Final Stop: 07-13-14 Maracanã!», steht auf dem Schweizer Mannschaftsbus. Endstation also. Endstation Sehnsucht? Die hatten wir schon mal vor 65 Jahren, die deutschsprachige Erstaufführung von Tennessee Williams' Drama am Zürcher Schauspielhaus.

Vuschs

Auf Wikipedia steht geschrieben: «In Form des Menschen sind die Menschenaffen heute weltweit verbreitet». Setzen wir doch für einmal keinen Primaner, sondern einen Primaten an die Tasten unserer Olympia Elite DM 2, Jahrgang 1936, tiefer gelegt. Lasst uns nun als spätgeborene Anverwandte der Familie Menschenaffen, Unterordnung Trockennasenne, etwas Boshaftigkeit walten. Knöpfen wir uns also mal so ein Prachtexemplar aus der grossen Familie der Hominiden vor. Dabei machen wir es unserem Versuchskaninchen nicht allzu leicht, blockieren auf der Tastatur sämtliche Sonderzeichen einschliesslich Klammeraffe und ermuntern ihn, sechsmal in die Tasten zu hauen. Die Wahrscheinlichkeit, dass unser Proband die Zeichenfolge «Vuschs» auf die Reihe kriegt, ist geringer als ein Sechser im Lotto. Anders die Solothurner Literaturtage 2014, wo «Vuschs» auf Anhieb als Leitmotiv ins Programm der 36. Ausgabe findet. Wie schaffen die das bloss?

Mit Literaturschaffenden war das schon immer so eine Sache. Manche schaffen es bei Lebzeiten zu Berühmtheit, Promistatus und gelegentlich auch Reichtum. (Sofern die Tantiemen ordentlich zu Buche schlagen.) Andere gelangen erst post mortem zu Ruhm und Ehre. Wieder andere erwischt es stante pede zu Lebzeiten knüppelhart. Beredt verbildlicht hat so ein Exemplar Carl Spitzweg, der seinen armen Poeten mit Schirm in eine undichte Dachkammer versetzt. Ja, Literatur ist eine furchtbar solitäre Angelegenheit. Da sitzt jemand im Kämmerchen und schreibt von Hand, mit der Hermes Baby, dem Mac/PC, Laptop, Tablet. Oder spricht ins Diktafon und lässt die Gehülfen tippen. Wobei Literatur erst später mit Schreiben und Lesen in Berührung kam. Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei den Rhapsoden, Minnesängern und Hofnarren. An Ritterhöfen schlugen die Barden die Laute, mal lauter, mal leiser. Und vor 666 Jahren flüchteten sieben Frauen und drei Männer vor der Pest in die Hügel von Florenz, wo sie sich mit Geschichten die Zeit vertrieben. Alles vergessen und verloren, hätte nicht der lese- und schreibkundige Boccaccio die Begebenheiten aufgezeichnet und so beiläufig die Literaturgattung Novelle ins Leben gerufen.

Irgendwann bekam Literatur etwas mit Schreiben zu tun, wenn es hochkommt auch mit Lesen - bei einem Glas Wasser vor einer mehr oder weniger interessierten Zuhörerschaft. Noch Fragen? Fragen zu Dichtung und Wahrheit gab es im Verlauf der 36jährigen Geschichte der Solothurner Literaturtage immer wieder. Was ist Realität, was ist Fiktion des eben Gelesenen? Unter den Top Ten rangiert auch die Frage nach der Authentizität des jeweils Verlautbarten. (Wer es gerne authentisch liebt, geht auf einen Sprung im ehemaligen Kapuzinerkloster Solothurn vorbei, wo die «authentica.14» stattfindet.)

Egal, ob die Liedermacher von einst die Lyra leierten, die Klampfe zupften oder die Laute schlugen - Hauptsache die Stimmung stimmte. Und den Stimmen sind die Literaturtage in ihrer 36. Ausgabe gezielt auf der Spur, wenn die Programmkommission die sonoren Aspekte der Literatur ins Zentrum rückt. Stimmen - Voix - Voci - Vuschs von rund 60 Autorinnen und Autoren aus der Schweiz sowie aus vielen europäischen Ländern werden diskutieren, rezitieren, referieren, deklamieren, kritisieren, spintisieren, aber auch slammen, rappen und hip- hopen. Kurz: die Stimme erheben - auzar la vusch - , wie der Bündnerromane sagt, wenn er heimisch spricht.

Inzwischen zählt die traditionell viersprachige Schweiz fünfte, sechste und viele weitere Sprachen. Kinder und Eltern aus Albanien, Spanien, Sri Lanka und der Türkei sind eingeladen, sich mit Kindergeschichten zeitgenössischer Kulturschaffender aus ihrem Herkunftsland vertraut zu machen. Ein stimmiges Projekt, das Heranwachsenden zur zwischenmenschlichen Fühlungnahme mehr an die Hand geben dürfte als zwei Dutzend Tüchtigkeit... öhm... Tätigkeitswörter zur multikulturellen Alltagsbewältigung. Vielleicht bleibt dabei vom Jahrtausende alten Alphabetisierungsprozess etwas Sinnfälligeres übrig als Monkeytype.

8475 -> 3294

Lasst uns heute einer Spezies huldigen, die sich durch ein nachgerade libidinöses Verhältnis zu Zahlen auszeichnet. Wir denken dabei weniger an Weltrekordler, die sich 2000 Zahlen in einer Stunde einprägen und fehlerfrei wiedergeben können. Nein, es geht um uns Durchschnittsmenschen, die wir alle im täglichen Leben nicht um Zahlen herumkommen. Ums Zahlen schon gar nicht. Zahlen sind auch nur Menschen, lösen freudvolle Emotionen oder lästige Allergien aus. In China sind Zahlen so bedeutend, dass sogar wichtige Termine verschoben werden, damit das Datum Glück verheisst. Absoluter Liebling bei den Chinesen ist die 8, die so ähnlich ausgesprochen wird wie die Bezeichnung für baldigen Reichtum (□ bá). Wen sollte es da noch wundern, weshalb Olympia in Peking am 8.8.08 eröffnet wurde. Für Handynummern mit möglichst vielen Achten wird im Reich der Mitte noch tiefer in die Tasche gegriffen als in der Schweiz für exklusive Autokennzeichen.

Hingegen ist bei den Chinesen die 4 verhasst, weil sich die Zahl so ähnlich anhört wie das Wort für Tod (□ si). Häufig fehlen in Häusern sogar Etagen, in denen eine 4 vorkommt. Das Gleiche gilt für Zimmernummern in Spitälern. Wer will schon im Todeszimmer auf seine OP warten? Auch die Schweizer haben Zahlen, um die sie einen weiten Bogen machen, weil es gleich dreizehn schlägt. Die weit verbreitete Phobie vor der Zahl zwischen 12 und 14 geht so weit, dass in Gebäuden manchmal der 13. Stock übersprungen wird. In vielen Passagierflugzeugen wird die 13. Reihe in der Nummerierung ausgelassen. Auch in manchen Spitälern und Hotels wird auf ein Zimmer Nr. 13 verzichtet, in vielen Motorsportserien auf die Startnummer 13.

Den Freitag 13.6. inkl. Vollmond hätten wir überlebt. Die Dreizehn treibt anderweitig die seltsamsten Blüten. So soll es im Jahr 2013 in der Schweiz markant weniger Eheschliessungen gegeben haben als all die Jahre zuvor. Wer will sich schon mit einer 13 den angeblich schönsten Tag des Lebens vermiesen und den auch noch in den Ring eingravieren lassen. Wobei Heiraten längst nicht mehr bei allen der Langzeit-Bund ist, wozu er einmal angedacht wurde: «...bis dass der Tod euch scheidet». Ein Blick auf die omnipräsenten Promi-Beziehungen mit ihrem bisweilen rasant wechselnden On-/Off-Status lässt den Verdacht aufkommen, dass sich das Modell Ehe je länger je mehr in Richtung Selbstdarstellung zweckentfremdet, gewissermassen zu einer Art PR-Aktion in eigener Sache missbraucht wird.

Apropos On/Off: In keinem anderen Ort der Schweiz lassen sich statistisch gesehen mehr Eheleute scheiden als in 3295. Womit wir uns allmählich dem rätselhaft seltsamen Gebilde in der Kolumenüberschrift 8475 -> 3294 nähern. Hierbei handelt es sich um ein Kürzel, genauer um die Kurzform von 8475 -> 5200 -> 3294 -> 5025 -> 5000 -> 4653 -> 4600 -> 4702 -> 4537 -> 4500 -> 4512 -> 2545 -> 2540 -> 3295 -> 3296 -> 3294 -> 3298 -> 3253 -> 3250 -> 3293 -> 3294. Nämlich um jene Strecke, die - in 4 Std. 25 Min. bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 41,5 km/h durchfahren - exakt 183,6 km ergibt. Kürzer: die 5. Etappe der TdS 2014 von 8475 Ossingen ZH nach 3294 Büren an der Aare BE. Es dürfte nicht allzu schwierig sein, die Ziffernfolge zu dechiffrieren, zumal es schon ein halbes Jahrhundert her ist, seit an der Expo64 die Postleitzahlen vorgestellt wurden. «Jedesmal Postleitzahl!» Diese Botschaft dürfte in etwa so alt sein wie in der Solothurner Badi jene Tafel mit der Aufforderung, die wir ohne grosses Murren befolgen: «Das Inbetriebsetzen von [.] Grammophons, Tonbandgeräten [.] ist verboten».

Elfmal war die Elfer-Stadt 4500 Solothurn in der Zeit zwischen 1933-2013 Etappenort der Tour-de-Suisse. Auf Elf folgt Zwölf. Am 18.6.2014 um 16 Uhr hat 4500 das Dutzend voll gemacht. Ein lokaler Event, der im globalen Balltreter-Delirium beinahe untergegangen wäre. Ob die TdS das anstehende 13er-Mysterium umfahren wird, muss die Zukunft weisen. Im Fall einer befürchteten 13er-Phobie halt eben die Alternative 12A anpeilen. Nicht zu verwechseln mit der A12. Da nämlich lauert eine Phobie ganz anderer Natur: latente Staugefahr.

Elf an der Zahl

Etwas bleibt immer hängen, soll Francis Bacon (1561-1626) frei nach Plutarch (45-125) gesagt haben. Das dürfte zweifellos auch auf die in den letzten Zügen liegende Fussball-WM 2014 zutreffen. Da wäre zunächst einmal das einprägsame Bild vom Rasen-Graffiti. Der Schiedsrichter pfeift, greift elegant zur Spraydose und sprüht eine mehr oder weniger gerade Linie auf den Rasen. Spott und Hohn auf diese Fifa-Innovation liessen nicht lange auf sich warten. Ein Zwitscherer postete ein Bild, auf dem zwei Fussballer sich niederknien und den vom Schiedsrichter auf den Rasen gesprühten Freistoss-Schaum durch ihre Nasen reinziehen. Eine andere bizarre Szene dreht sich um jenen Stürmer mit Biss, der sich im Laufe seiner Karriere den Übernamen «Kannibale» erarbeitet hat. Er tat es wieder und rammte seine Beisserchen in die Schulter, die italienische. Wie sie wohl war? Voll al dente!

Ein Schland mit Deut ist - anders als ein Reich ohne Fran(c)k - ein potenzieller Weltmeister. Oder aber eine hymnisch gegrölte Landesbezeichnung. Wie auch immer. Spieler und Zuschauer sollen da nach ihrer eigenen Fagon glücklich werden. Oder frei nach Johann Ludwig «Louis» Uhland (1787-1862): «Singe, wem Gesang gegeben, in der Stadien Fa(h)nenwand! Das ist Freude, das ist Leben, wenns von allen Rängen hallt». Schauen etwa deswegen so viele Leute gerne Fussball? «Die Leute gehen zum Fussball, weil sie nicht wissen, wie es ausgeht.» So Josef «Sepp» Herberger 1897-1977. Fest steht auch, dass sich an der WM 2014 fast ebenso viele über die Sanges(un)lust gewundert haben wie über den gelierten Kopfschmuck einiger Spieler. Fazit der haarigen Sache: Die in die Jahre gekommene Vokuhila-Frise (vorne kurz, hinten lang) fand mit der diesjährigen Seikumiho-Mode (Seite kurz, mitte hoch) eine würdige Nachfolgerin.

Und weiter gehts mit fussballerischen Weisheiten: «Ihr Fünf spielt jetzt vier gegen drei», soll mal einer befohlen haben. Klingt gut. Man kann es aber drehen und wenden, wie man will, der Befehl ist verdammt schwierig in die Tat umzusetzen. Und überhaupt, weshalb schickt eine Mannschaft stets elf Spieler aufs Feld? Irgendwie kommt da doch noch das nicht mehr ganz so Grosse Britannien ins Spiel, genauer die britischen Colleges, wo die Jungs in Sälen zu Zehnt plus Aufpasser schliefen. Zur Leibesertüchtigung spielten jeweils die Zimmer gegeneinander. Und so kam es, dass heute noch 11 gegen 11 Treibballspieler auf dem Platz gegeneinander lostreten. Eine Zahl von erstaunlicher Resistenz, hat sich doch seit 1870 daran nichts geändert.

Wann immer die Elf in Erscheinung tritt, sollten alle elf Glocken der St. Ursenkathedrale läuten. Wieso zahlt eigentlich die Fifa der Stadt Solothurn keine Nutzungsgebühren für die kleinste Schnapszahl, zumal die schönste Barockstadt der Schweiz die Elf bedeutend länger für sich reklamiert als die ältesten Fussballklubs ihre Anzahl Spieler? Und dann der Strafstoss: Ein Elfer! Elfmeter! Und erst noch Elftal, Synonym für die niederländische Fussball-Nationalmannschaft, wörtlich ins Deutsche übersetzt: Elfzahl. Summa summarum würde die Elfer-Ballung als Geldquelle rund um den Fussball ganz ordentlich Flüssiges in die Wasserstadt in spe spülen.

Noch eine Fussballerweisheit aus Herbergers Fundus: «Der Ball ist rund, und das Spiel dauert 90 Minuten.» Diese Erkenntnis bedarf eines dringlichen Updates: Der Ball ist rund, das Spiel dauert 90 Minuten oder auch länger - und zum Schluss ist Schland Weltmeister. Oder etwa die Elftal? Falls ja, dürfte die Stimmung auf dem gesamten südamerikanischen Kontinent auf Halbmast sinken. Falls nein, bliebe alles beim Alten: keine Schiebung, ähm. Verschiebung... Kontinental-Verschiebung, weil es auf dem südamerikanischen Kontinent einem europäischen Team immer noch nicht gelungen ist, den Titel eines Weltmeisters einzufahren. Was bleibt sonst noch haften vom fussballerischen Mega-Event? Ach so, die Schwalbe! Zwar macht eine Schwalbe noch keinen Sommer (Äsop, 600 v. Chr.), da aber ein Milliardenpublikum auf Brasiliens Fussballfeldern gleich mehrere gesichtet haben will, muss endgültig Sommer sein. In diesem Sinne schöne Ferien!

Tattoo

Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich das Wetter - oder es bleibt, wie es ist. Gegen den Wahrheitsgehalt dieser Erkenntnis, obwohl in die Jahre gekommen, ist wenig einzuwenden, auch wenn der Hahn immer weniger in Erscheinung tritt, auf dem Mist schon gar nicht. Item. Das Wetter bleibt also wendisch, ein Wendehals. Es ist nicht auszuschliessen, dass jetzt, da der Sommer sich wieder zurückmeldet, die Hüllen fallen. Und einen in der Badi das Gefühl überkommen kann, man sehe nicht richtig. Der Blick verträumt gerade aus, und wie aus heiterem Himmel taucht eine wandelnde Sehprobentafel auf mit allem, was dazu gehört: eben auch mit Optotypen.

Das sind jene Buchstaben, Zahlen, Bilder oder Symbole, die der Arzt im Allgemeinen, der Augenarzt im Besonderen zur Ermittlung der Sehschärfe in der Praxis stehen hat. Nur jetzt weit und breit keine Praxis. Dafür viel Fleisch. Da hat sich doch tatsächlich jemand die klassischen Sehzeichen auf den Rücken tätowieren lassen. Der Nutzen für den Träger dürfte bescheiden sein, es sei denn, er verdrehe sich selber den Kopf und betrachte sich irgendwie rückwärtsgewandt im Spiegel. Alle andern haben durchaus ihren Nutzen - mit Einschränkungen. Aber dazu später mehr.

Obwohl länger bekannt, hat das kunterbunte Treiben auf der Haut irgendwann mit Beckham massentauglich Fahrt aufgenommen. Egal, wohin man heute blickt, und das taten weltweit viele in den vergangenen Wochen auf den Bildschirmen zuhause oder in öffentlichen Räumen: Immer mehr Fussballspieler haben ihre Haut mit Tattoos verziert. Ein «Herr der Ringe»-Fan hat sich auf dem Arm seinen Vornamen in Tengwar, der Elbenschrift aus Tolkiens Fantasy-Epos, eintätowieren lassen. Ein anderer verewigt seinen Sohn Thiago auf der linken Wade. Auf der rechten Wade führt der nächste ein Grätschen-«Warnschild» ins Feld. Motto: Auf eigene Gefahr, bitte Abstand halten.

Promis machen es vor mit ihren häufig wechselnden Lebensabschnitt-Teizeitgefährten. Die sind schneller ausgetauscht als ein Tattoo und lassen sich nicht so leicht weg tippexen wie einen Vertipper auf der guten, alten Schreibmaschine. Die erste Korrekturempfehlung in Sachen Überdata-Tattoo war bald über den Äther in aller Ohren: «Bye Bye Arschgeweih, ich geb' dich zum Lasern frei.» Womit wir kurz bei der akustischen Variante von Tattoos verweilen. Das «Basel Tattoo», nach dem das Royal Edinburgh Military Tattoo weltweit das zweitgrösste Open Air Tattoo, wird vom 18. bis 26. Juli 2014 originelle Choreographien in die historische Kulisse der Kaserne Basel zaubern. Etwas über 200 km von Basel rheinaufwärts fand auf zwei Schiffen eben erst die Tattooconvention Bodensee statt, wo die Besucher, meist Wiederholungstäter, unter den mehr als 140 Tätowierern den Stecher ihrer Wahl aufsuchten. Dass die Kunst am Körper nicht nur unter die Haut geht, sondern bereits Museumsreife beansprucht, zeigt Paris. Dort widmet sich das Museum Quai Branly bis Oktober der Frage, ob Tattoos lediglich Mode oder Kunst seien. Wem das zu aufwendig sein sollte, kann auch Nutzen und Tücken von Körpergravuren im Wasserämter Alltag reflektieren.

Denn es soll auch schon vorgekommen sein, dass ein zeigefreudiger Zeitgenosse die Hand zum Grusse ausstreckte, gefolgt von einem Arm, auf dem klar und deutlich zu lesen stand: «Auf ewig Dein!» Na ja, das hätte die Botschaftsempfängerin gewusst. Die Irritation ist etwa so gross, wie wenn jemand zur Begrüssung «Tschüss» sagt. Die Durchsage «Solothurn, auf ewig Dein!» wäre entschieden weniger missverständlich. Und nun, liebe Leserin, lieber Leser, auch das noch zur Besänftigung allfälliger Seh-Bedenken: Sollten Sie jemanden kennen, der besorgt ist, weil er bei der äusserst unwahrscheinlichen Begegnung mit einer Sehprobentafel auf zwei Beinen die nach unten immer kleiner werdenden Zeichen nicht lesen kann - es muss nicht unbedingt eine Sehschwäche vorliegen. Es kann durchaus sein, dass sich beim Träger das eine oder andere Zeichen im Lauf der Jahre in einer Hautfurche verkrümelte hat.

Toi, toi, toi!

Sind wir eigentlich schon mittendrin im Sommerloch? Sommerloch ist gut. Löcher - angesichts der vielen Baustellen. Doch in den angelaufenen Hundstagen, die bis zum 23. August dauern, treibt auch noch die eine oder andere helvetische Sumpflüte ans Tageslicht. Das Schweizer Parlament ist unfreiwillig komisch in die Niederungen des Trieblebens abgestiegen und hat - um Kotes willen! - Fäkalpornos auf den 1. Juli legalisiert. Seis drum. Bedenklicher ist eigentlich nur noch, dass sich manche nicht bewusst waren, worüber genau sie abgestimmt haben. Es ist wie bei Verträgen und Beipackzetteln: das Kleingedruckte lesen!

Es ist nicht zuletzt die Wissenschaft, die alles und jedes zum Gegenstand ihrer professionellen Neugier macht. Und sei es auch nur um eines schrägen Projektes willen, damit - so scheint es - die Forschungsgelder nicht versiegen. Da haben doch Forscher im Zoo von Atlanta Videoaufnahmen von insgesamt 16 verschiedenen Tieren gemacht. So weit so gut. Nur, sie taten es unter besonderer Berücksichtigung der Miktion. So heisst die Notdurft, die bei Lebewesen durch komplexe Regelkreise des autonomen und willkürlichen Nervensystems gesteuert wird. Kurz: bisle.

Ob stürzende Bäche oder zahmes Rinnsal, ob 18 Liter beim Elefanten oder fünf Milliliter bei der Katze: Bei allen «gecasteten» Wirbeltieren dauerte die Entleerung der Harnblase 21 Sekunden. Und was lehrt uns das wissenschaftlich fundierte Public Pippi-Viewing? Alle tun es, niemand spricht gern darüber - trotz Enttabuisierung von manch menschlich Allzumenschlichem an allen Party-Fronten. Dabei lässt es Manneken Pis, die wohl berühmteste künstlerische Darstellung der Miktion, seit dem 17. Jahrhundert nonstop in aller Brüsseler Öffentlichkeit plätschern. Und selbst der milliardenschwere Philanthrop Bill Gates ist auf den Geschmack gekommen, hat schon vor einiger Zeit vom PC auf das WC umgesattelt, indem er die Welt bei der Suche nach dem raffiniertesten Lokus mit SolarToiletten retten will. Derweil soll es anderen Forschern gelungen sein, in Laborversuchen Darmbakterien so zu «verstoffwechseln», dass sie Diesel produzieren.

Liebe Leserin, lieber Leser. Es reicht. Es riecht langsam tierisch. Zeit, sich etwas weniger Anrühigem zuzuwenden, Krokus zum Beispiel. Einem Begriff, der - je nach dem, in welches Umfeld er fällt - unterschiedliche Assoziationen auslöst. Beim Botaniker tauchen vor dem geistigen Auge die ausdauernden, krautigen, halbwinterharten bis winterharten Geophyten aus der Gattung der Schwertliliengewächse (Iridaceae) mit ihren fünf Blättern auf. Leise vegetieren sie vor sich hin. Ganz im Gegensatz zur fünfköpfigen Ganzjahrespflanze Krokus, die gegenwärtig durch Europa tourt und am Samstag am Openair Etziken ein Heimspiel gibt. Ein dreifaches Toi-toi-toi! Unbedingt dreifach. Bei einem zweifachen kehren wir unweigerlich an den Ort zurück, von dem wir uns eben verabschieden wollten: dem Toi-Toi-Hüsli. Da wir schon mal wieder zurück sind: auch nicht schlecht, zumal sich die Gelegenheit zu einem Feldversuch bietet. Wie ist das nun mit den 21 Sekunden? Wenn zufällig noch jemand imposante Erfahrungswerte von den verflommenen Solothurner Biertagen liefern könnte, wäre die wissenschaftliche Erkenntnis aus Atlanta definitiv erledigt.

Mehr Substanz liefern andere Ansagen aus dem Sommerloch. Berechnungen zufolge produziert ein Erwachsener durchschnittlich pro Jahr genug Harnstoff, um ein Auto rund 2700 km weit fahren zu lassen. Weltweit weisen Experten darauf hin, dass die Menschheit täglich rund 10 Milliarden Liter Super-Energie die Toiletten hinunterspült, wo doch Urin als wertvoller Rohstoff für die Stromerzeugung in kleinem Rahmen schon jetzt Verwendung findet. Bei ersten Praxistests jedenfalls wurde genug Energie hergestellt, um auf einem Smartphone SMS zu verschicken, im Internet zu surfen und ein kurzes Telefonat zu führen. Wie auch immer, die Zukunft wird es richten. Eine griffige Formel für nachhaltige Energiegewinnung drängt sich heute schon auf: Urin statt Uran. Glückauf im Sommerloch!

Üsi Chäferli

Es Gschpängscht geit ume. Äs isch no nid ds Hippigschpängschtli uf em Schuelwäg, wo dr Peter Räber mängisch drvo singt. Äs si zwöi, und zwar gar gruuselig. «Da hei die beide gwüsst, was es Scheieli Gschychets ds Gloubige choschtet u hei das Blindeli aagroupet, der eint am Schöpfu, der anger a de Gängeretalpli. Uuuh, isch das e botterepfloorigi Schtrüpfete gsi! Die zwee hei, gschwouderet u ghetzpacheret, das sie znäbis me gwüsst hei wo se der Gürchu zwurglet. Daa, z eis Dapf, wo si scho halber der Schtotzgrotzen uecheghaschpaperet si, fahst sech das Blindeli afah ziirge u bäargetglet mit schychem Stimml: <Ooh, wie buuchet mi der Glutz!>» **Ä**s isch nümme äso, wie's dr Hohler Fränzu anno sibenesächzg adäntet het. Äs isch äso: S Himugüegeli plegeret imene Soledurner Chuchichäschtl. Ungereinisch schteits uuf und gheist abe, wü s isch gschliffen gsi wägem Öufläck. Unge gheits in ne Gaffeglunge, wos umeguset und gigelet wie ne more. Wü d'Mum und dr Dad zangget hei, was's Beschte sig für ihri Chäferli. «Äuä chuum söue die scho Hochdütsch im Chindsgi lehre.» - «Äuä scho. S'git nüt Bessers: je frücher deschtu besser. Das güet ou fürs Hochdütsche, Französische und Änglische. Süsch hei mer äs Gschtürm im Gring, wie's hüt scho i dr Zytig steiht: <Jedi Sprach tued immer alli usschlüsse, wo si ned chönd>. Das söu eine gseit ha, wo sich profimässig mit sim Bärndütsch diräkt i d Ohre vom Publikum schribt. Aber nid äso. So redet kei Bärner oder Soledurner. Do chöme mindeschtens drü Wörter usem Usland vor!»

Jetz mischlet ou no dr schlaue Unggle mit: «I dr Schriftsproch isch wenigstens mäns klarer. Und 's git Rächtschreibprogramm.» - «Chame ou im Dialäkt mache!» - «Welem Dialäkt? Ds Hopperschte fahrt dr höubläu Vou-Wee im Züüg ume, äs baar Kilometer ännert dr Aare im Wasseramt isch es dr häubläu Vou-Wee, wo i d'Söiblueme fahrt.» - «Bachbumele! 's Poschti isch gäu wie d Bachbumele, gäu.» - «Äuä chuum, chum jetz. 's git ou scho wiissi Poschti.» - «Jetzt nid uswiiche. Me cha nie früch drmit aaf mit de Frömdsproche. Frücher, auso öppe vor vierzg Johr, wo dr Mick Tschägger <Angie> gsunge het, heimer nid schlächt gschtuuet und dänkt: Oha, dä cha aber öppis. <Ein Schi>, wo mir doch no mit zwee Schi chuum s Högerli abe cho si.» **J**a, und worauf läuft dieses ganze Kauderwelsch - oder heisst es Chuderwäutsch - hinaus? Wo liegt der Erkenntnisgewinn? Die Niederschrift dieser Kolumne nahm mindestens doppelt so viel Zeit in Anspruch wie eine in Schriftdeutsch verfasste. Beim Korrekturlesen wollte der Ureinwohner aus dem solothurnisch-bernischen Grenzgebiet mit Kopfschütteln gar nicht mehr aufhören. Und das bei sich sträubendem Nacken- und zu Berge stehendem Resthaar. Beim Versagen jedwelchen Rechtschreibprogrammes einschliesslich Au-tomaten-trennung! Wie es Ihnen bei der Lektüre ergeht, liebe Leserin, lieber Leser, wissen Sie selber am Besten Bescheid.

Aha, bevor üsi Chäferli oppis chöi lehre, sötte si no i Chindsgi cho. Wiit und gfährlech, heisst und wird heiss diskutiert. Offebar isch dr Wääg s Ziu. Sötti öpper öppe i fufzg Johr no chönne läse und zuefäuig ä Zytig vo zwöitüsigundvierzäh i d'Häng übercho, wird är schtuene, uf was füreme hööche Nivo weli Probleml me frücher durekätschet het. Wo's i dr Schwiiz tätscht het wägem erscht Ougschte, hets ännert am Haag gchrooset wäg öppis ganz Angerem. Himugüegeli flüg uuf! D'Wäut geit unger! Nimm es Gschpänli! S Totemügerli geit ume! Übrigens het sich scho dr Dürrematt - meine Güte, das ist auch schon über ein halbes Jahrhundert her - fürs Schwiizer-Hochdütsch iigsetzt. Bei den Proben seiner Komödie «Romulus der Grosse» gabs Zoff um den Helvetismus Morgenessen. Die wollten statt Morgenessen Frühstück machen. Worauf Dürrenmatt die ursprüngliche Szene kurzerhand umschrieb und den Wortwechsel zwischen Pyramus und Romulus wie folgt verewigte: «Das Morgenessen. Was in meinem Haus klassisches Latein ist, bestimme ich.» Ob Morgenessen, Frühstück, Brunch, Lunch, Mittagstisch, Zmittag, Znacht oder Abendbrot: Äs git, solangs het. Ä Guete!

Coiffeur

Er wolle doch nur spielen. «Schön, aber ich nicht», erging die Antwort ans Frauchen, deren struppiger Wadenbeisser mittlerer Gewichtsklasse kläffend in die Pfade des Joggers einspurte. Mit dem Spielen ist das so eine Sache. Fragen wir Schiller, erhalten wir die Antwort: «... und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt». Ja, wer nun? Auch wenn Friedrich Schiller seine Erkenntnis auf den Homo sapiens im Allgemeinen und das Theaterspielen im Besonderen bezieht, lässt sich die Behauptung problemlos auf andere Kreaturen mit ihrem eigenen Spielverständnis ausweiten - bis hin zum Spiel mit dem Leben. Oder in der musikalischen Variante: Spiel mir das Lied vom Tod. Vorsicht ist also geboten. Schliesslich ist es eine Frage des Augenmasses, des Masses schlechthin. Ansonsten kommt Gefahr ins Spiel. Manchmal auf leisen Pfoten, getarnt als Sucht.

Wer die Herkunft des Wortes «Sucht» in «Suchen» suchen sollte, liegt zwar phonetisch ganz nahe dran, aber etymologisch ziemlich schief. Da bringt an Stelle von «Suchen» «Fluchen» mehr Licht ins Dunkel. Fluchen sei gut für die Psychohygiene, wird denn auch in unregelmässigen Abständen immer wieder verlautbart. Also, tun wir doch etwas für unsere Gesundheit: Heitere Siech! Schtärne Siech! Huere Siech! Spürt jemand die positive Nebenwirkung des «Siechens», dem Leiden an einer Krankheit? Langsam sollte es dämmern aus dem Mittelalter, dem vermeintlich finsternen! Siechenhäuser, in der Schweiz rund 200 an der Zahl, zeugen noch heute von der einstigen Ausgrenzung ehemals Aussätziger. St. Katharinen in Solothurn ist so eines, auch dasjenige in der Klus zu Balsthal. Das Siechenhaus Zofingen steht unter Denkmalsschutz. Das spätmittelalterliche Leprosorium in Burgdorf, als einziges in der Schweiz in seinen Grundformen noch unverändert, ist heute Treffpunkt für gesellschaftliche Ereignisse, Partys und andere Spiele.

Einer, der bereits Mitte des 19. Jahrhunderts wusste, wie sich Spielsucht anfühlt, war Fjodor M. Dostojewski. «Der Spieler» zeichnet eindrucksvoll den Niedergang eines von seiner Spielleidenschaft zerrissenen jungen Mannes nach. Selbst die Liebe zu einer wundervollen Frau kann den Spieler nicht von seiner Sucht kurieren. Am Schluss siegen die Roulettetische über die Liebe. Heute lauern Süchte nicht nur an Roulettetischen. Geldspielautomaten, Online-Poker und Spiele mit hohen Gewinnmöglichkeiten (Jackpots) sind grosse Verlockungen. Und Rekorde lassen sich locker medial hochjazzen, wie das Beispiel Swisslotto zeigt. News-Wert hat allenfalls, dass erstmals die Gewinnchance von 1 zu 31'474'716 (bei sechs Richtigen plus Glückszahl) durch den Jackpot (43,5 Millionen) übertroffen wird. Sonst bleibt alles dem Zufall überlassen. Aber das ist eine andere Geschichte.

Spielen ist eine grundlegende menschliche Aktivität, die Kreativität und im Wettkampf Energie und Kraft freisetzt. Klingt irgendwie nach Sport, Volkssport, wie Jassen hierzulande gerne bezeichnet wird. Das Verletzungsrisiko ist relativ gering. Es sei denn, was auch schon vorgefallen ist, die Faust eines Mitspielers klopft aus irgendwelchen schwerwiegenden Gründen statt auf den Tisch ins Gesicht eines Kontrahenten. Aber das gehört eher in die Kategorie Hobbysport, Unterabteilung Schwerathletik, wie in dieser Spalte bereits vor Wochenfrist zu lesen war. **U**nter den Spielen gehören Gedankenspiele zur anspruchsvolleren Sorte. Bleiben wir beim Jassen. Das Spielgerät ist entweder deutscher oder französischer Herkunft. Sie wissen schon: Schilte, Schälle... Chrüz, Schufle. Ober, Dame... Wobei die Trennlinie zwischen den beiden Kartenkulturen für einmal nicht der Röstigraben, sondern - grob gesprochen - die Brünig-Napf- Reuss-Linie ist. Westlich wird französisch, östlich deutsch gespielt. Im vorigen Jahrhundert wurde aus Frankreich der Coiffeur-Schieber importiert. Dort heisst die Jassart «quoi faire», auf Deutsch etwa «was machen». Soviel zum spielerischen Umgang mit den Französischkenntnissen in der Deutschschweiz seit den Siebzigerjahren. Ja, was machen? Hier erst mal Schluss! Der Coiffeur wartet.

Zu Tisch

Es ist noch gar nicht so lange her, da galt alles Essbare, das von weither stammt, als Symbol für Status, Wohlstand und Weltgewandtheit. Als zum Beispiel so gegen Ende der 1980er-Jahre ein paar weit gereiste Yuppies japanische Sushi entdeckten, wurde plötzlich roher Fisch populär, der in unseren Breiten bis dahin noch für unappetitlich befunden wurde. Heute ist wieder alles anders. Nicht das exotische Lebensmittel verschafft Prestige, sondern jenes, das aus der nahen Umgebung stammt. Man ernährt sich demonstrativ regional. Oder vegan. Oder vegetarisch. Oder semi-vegetarisch (all diejenigen, die keine Tiere mit Augen essen, oder keine Tiere, aber Fische). Was nicht heisst, dass das Essen in marketinggesteuerten Zeiten nicht doch für seltsame Aktionen herhalten muss. Einschliesslich Schilthorn, das vor allem Jugendliche mit 08/15-Burgern und Pizza in die Höhen - wenn auch nicht kulinarische - locken will. Als Pendant grüsst Tischlein- deck-dich. Aber das ist eine andere Geschichte.

Wie war das eigentlich früher mit dem Essen? Anschauungsunterricht für alle Sinne liefert das Wochenende. Selten gibt es schweizweit so viele Antworten mit so reichlich gedeckten Tafeln wie am 13./14. September. Kurz und bündig ist das Motto gefasst, vielfältig zeigt sich das mit der Einladung evozierte Kulturgut: «A table | Zu Tisch | A tavola». Besuchende in der ganzen Schweiz werden gebeten, ein zwar alltägliches, dafür umso faszinierenderes Kulturgut zu entdecken - und zu geniessen. Essen als Eventkalender, sozusagen. Allein das Studium der schier Menge von über 800 Veranstaltungen macht schon satt. Gletscherarchäologen erzählen über die Essgewohnheiten unserer Vorfahren in Graubünden. Die Entdeckungsreise führt in Weinbaugebiete, in den klösterlichen Kräutergarten, in historische Käsereien und römische Keller.

Am Jurasüdfuss gibt es auch einige Veranstaltungen. Da wäre einmal der Solothurner Samstagsmarkt, wo ein Rundgang unter kundiger Führung die Bedeutung und Entwicklung des «Märet» vom Mittelalter bis heute veranschaulicht. Natürlich darf das Hotel Krone an prominentester Lage nicht fehlen. Vor Ort wird über die Baugeschichte, Ergebnisse der aktuellen Bauforschung und das Umbauprojekt informiert. An der Burggasse 10 in Messen steht eines der ältesten Bauernhäuser im Bezirk Bucheggberg, das Hochstudhaus, erbaut in den Jahren 1690/91. Beim neulichen Umbau wurde nicht nur die typische Ständerkonstruktion, sondern auch die zweigeschossige Rauchküche restauriert. Kein Schuss in den Ofen, sondern ein aufschlussreicher Blick in den Ofen ist die Veranstaltung in Ziebach. Dort können Schulklassen ein historisches Ofenhaus besuchen, das heute noch in Betrieb ist. Sie backen Brote und erfahren, wie ein altes Ofenhaus funktioniert und wofür es früher sonst noch verwendet wurde.

Richtig abenteuerlich geht es im Solothurner «Pentagon», zumindest was den Grundriss betrifft, zu und her. Oder wie es Franz Haffner formuliert, «dess kleinen solothurnischen Schaw-Platzes». Und weiter mit dem mittelalterlichen Chronisten: «An 1462. Der Kaumauff - also genannt wegen dess langsamen Baws - anjetzt der Kurmb Thurn in der Vorstatt zu oberst am Eck dess AarFlusses - wird diss Jahr vollendet.» September 2014. Der Zugang zum zweigeschossigen, zehn Meter hohen Verlies wird durch eine Abseilaktion des Alpinen Rettungsdienstes des SAC sichergestellt. Wer sich hinunter wagt, wird mit Wasser und Brot verköstigt. Es soll sich unbestätigten Gerüchten zufolge nicht um Brote aus dem historischen Ofenhaus in Ziebach handeln. Und schon gar nicht um Grundwasser aus der angedachten «Wasserstadt».

Was für ein Kontrast zur Esskultur im Museum Blumenstein, wo die schönsten Stücke der Besteck- und Geschirrsammlung zu bewundern sind. Dermassen ausladend und variantenreich «Zu Tisch» gebeten wird übrigens im Rahmen der 21. Ausgabe der «Europäischen Tage des Denkmals». Also doch: Denk mal! An den Denkmal-Tagen mal kurz darüber nachdenken, weshalb ein Drittel der Nahrung mancherorts im Abfall landet, während andere sich damit begnügen müssen, was unter den Tisch fällt.

Lärmku(h)lisse

Wenn auf den Pausenplätzen Stille einkehrt, wenn sich der Soundtrack von Rasenmähern mit demjenigen von Laubbläsern und -saugern vermischt, ist es definitiv Herbst. Letztere sorgen - mit oder ohne Zerkleinerung - mühelos für Ordnung in herbstlichen Gärten und Parks. Diesen Vorteilen stehen ökologische Nachteile entgegen: Triebwerke verbrennen Treibstoff und stellen eine missliebige Lärmkulisse für die Anwohner dar. Überdies überleben Käfer und Konsorten den Saug- und Zerkleinerungsvorgang nicht. «Eines Tages wird der Mensch den Lärm ebenso unerbittlich bekämpfen müssen wie die Cholera und die Pest.» So der Befund des Bakteriologen Robert Koch um 1900; den Nobelpreis für Medizin erhielt er 1905. Lärm ist, man liest und hört es immer wieder, ein steter Quell gesundheitlicher Beeinträchtigung (ohne dass es wie auf Tabakpackungen Warnhinweise gäbe wie «Der Gebrauch von Lärmgeräten kann zu Herzbeschwerden führen»).

Inzwischen gibt es längst eine Hitparade bzw. Hörparade der wichtigsten Krachquellen. Mit Abstand Spitzenreiter ist raumgreifend in der Luft, zu Wasser und auf dem Land der Verkehrslärm. Weitere Lärmquellen sind Schiessanlagen, Industrie- und Gewerbeanlagen, Bauarbeiten, Maschinen, Alltagsaktivitäten aus der Nachbarschaft vom Stimmengewirr über Musik bis zum Hundegebell. Wissenschaftliche Studien über das Rülpsen des Hirsches und das Furzen des Eichhörnchens stehen noch aus. Nicht so das Gebimmel an Kuhhälsen. Eine Doktorarbeit an der ETH Zürich, die im November abgeschlossen sein wird, kündigt jetzt schon an, dass Kuhglocken den Tieren aufs Gehör, auf den Magen schlagen und dadurch die Milchproduktion beeinträchtigen. Die Studie bricht hüben wie drüben einen Streit vom Zaun, der als Shitstorm - nicht alles ist zitierfähig - seine Spuren auf Facebook & Co. hinterlässt.

Chuegloggeglüt auf Akademisch also. Mal eben die Kuh fragen, was sie davon hält. Vielleicht wäre Chuegloggeglüt literarisch zugänglicher. Dazu müsste man lediglich ins Jahr 1987 zurückblättern und nachlesen, was Ernst Burren aus einer etwas anderen Perspektive dazu zu sagen hatte. Und was er weiterhin zu sagen hat. Am 20. November 2014 wird der Solothurner Mundartautor 70. Eben erst ist seine Mundarterzählung «No einisch uf d Maledive» erschienen. Zur Buchvernissage liest Ernst Burren am 12. November 2014 im Buchhaus Lüthy in Solothurn. Soviel schon jetzt: Der Lärmpegel dürfte sich in Grenzen halten.

An einer weiteren Lärmfront naht Entlastung: Stimmengewirr soll bald nicht mehr an unsere Ohren dringen. Nicht nur, weil bei den Älteren das Hörvermögen nachlässt - sondern auch, weil immer weniger gesprochen wird. Das legt jedenfalls eine Umfrage unter 10- bis 18-Jährigen nahe, die als bevorzugte Form der Kommunikation den Austausch von Kurznachrichten per Handy oder Smartphone angeben; das persönliche Gespräch rangiert dahinter, Tendenz fallend. Man mag es bedauern - aber vielleicht lässt sich per WhatsApp dem Nachbarn, der auf Zurufe nicht reagiert, doch noch verklickern, dass er VIEL ZU LAUT!!! ist. Wäre da nur nicht dieses unsägliche Gedudel in allen möglichen und unmöglichen Tonlagen, wenn so ein Apparätli angesimselt wird. Die konnten unlängst nie klein genug sein, heute tendieren sie von der Grösse her Richtung Kuchenblech.

War früher eigentlich alles besser? Als Phänomen einer ausschweifenden Lautgeberei hallt aus der Ferne noch ein Werk von Friedrich Schiller nach. «Über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen...» So notierte Caroline Schlegel im Jahr 1799. Leider können wir Schillers Opus hier nicht wiedergeben. Mit seinen über 10'000 Zeichen würde es den Umfang dieser Kolumne bei weitem sprengen. Deswegen die von Schülern mancher Generation bevorzugte Glockenvariante in einer Light-Version: «Loch in Erde, Bronze rin, fertig Glocke, macht bimbim». Danach kräht heute kaum noch ein Hahn - schon gar nicht mit über 80 Dezibel.

Kein Monkeytype, keine Tierfährte, weder der geheimnisvolle Ansatz zu einem Strickmuster noch eine Planskizze jener neuralgischen Stellen, wo andere Verkehrsteilnehmer vorzugsweise mit dem Bipperlisi kollidieren. Auch keine neuen Signale aus dem Äther, eher alte Signale aus der Vergangenheit. Die Zeichenfolge -----lässt sich zum Klingeln bringen. Etwa so: dididahdit dahdahdah dadit. Alles klar am Morseapparat? FON! Für das Phon (gemäss neuer deutscher Rechtschreibung auch Fon) gibt es jede Menge mehr oder weniger interessante Ableger: Sousafon, Mikrofon, Vibrafon, Marimbafon, Xylofon, Megafon, Telefon, Publifon, Diktafon, Grammofon ... Autophon. Nun ja. Manches lässt noch heute von sich hören, mal häufiger, mal spärlicher. Unter diesem Fon-Angebot gibt es zwei bemerkenswerte Fälle, die herauszugreifen und einem Hörtest zu unterziehen, sich lohnt.

Da wäre mal das Publifon alias Telefonzelle, vormals geläufig als Verrichtungsbox von allerhand Bedürfnissen - oft genug Opfer wüster Vandalismen, wo doch die Einrichtung ursprünglich für Gespräche gedacht war. In diesen uniformen Boxen konnte es schon mal vorkommen, dass im Telefonbuch die Seite mit dem gewünschten Adressaten gefleddert wurde. Oder aber die Gesprächszelle über Nacht zur Nasszelle verkam. Seit aber der Trend zum Zweit- und Dritthandy geht und im Teleshop-Center die Dual- und Tripple-Use-Systems in den Diätyoghurtfarben der Saison locken, steht das Publifon nur noch im Weg. Also weg damit? Geht nicht. Verordnung ist Verordnung.

In der Verordnung über Fernmeldedienste (FDV) heisst es, die «Kommunikationskommission (ComCom) legt periodisch die Anzahl von Standorten pro Gemeinde fest, an denen sich mindestens eine öffentliche Sprechstelle befinden muss». Es dürfte jedoch überraschen, dass die aus dem einstigen Monopolisten PTT hervorgegangene Swisscom immer noch 4850 öffentliche Telefonkabinen betreibt - 3307 zählen zur Grundversorgung. Und die müssen mindestens bis 2017 gewährleistet sein. Auch in der englischen Hauptstadt führt man eher ein Handy spazieren, als dass man in einem Publifon Einkehr hält. Was dazu führt, dass die legendären roten Telefonzellen immer seltener gebraucht werden. Die Londoner wollen das ändern. Sie lackieren die Zellen grün um und befestigen ein Solarpanel auf dem Dach, so dass Urbanisten, wenn in Stromnot, ihr Gadget in dieser umfunktionierten Sprechzelle aufladen können.

Dann wäre da noch das Grammofon, ursprünglich ein mit einer Kurbel aufziehendes Gerät mit einem Schalltrichter zum Abspielen von Platten. Schallplatten, das sind jene kreisrunden schwarzen Scheiben mit mittigem Loch, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Massentonträger ins Rotieren kamen. Setzte man sie in der Badi zu lange der Sonne aus, begannen sie wunderbar zu eiern. Was der Qualität der Cover nicht den geringsten Abbruch tat. Ein Foto zierte eine Platte gleichen Namens, als die Beatles vor 45 Jahren die Abbey Road in London überquerten. Ein Song darauf heisst «Come together». Heute nehmen Massen von Touristen das wörtlich und belagern den weltberühmten Zebrastreifen, machen Faxen und Fotos - und blockieren den Verkehr. Autofahrer sind schwer genervt. Erst recht, seit eine Webcam ihr Treiben weltweit auf Computer zaubert. www.abbeyroad.com/crossing

Ein anderes Lied auf der «Abbey Road» heisst «Maxwell's Silver Hammer». Taxifahrer würden gern mal das Werkzeug schwingen, wenn Touristen wieder Selvie mitten auf der Strasse machen. Ein Tunnel könnte helfen. Geht aber nicht: Der Zebrastreifen steht unter Denkmalschutz. Das Bippelisi unterirdisch? Allein der Gedanke ist es ja schon. Dann doch lieber das Bisschen Lisifon bis zu einer allfälligen Nomination zum Heimatschutzerbe - unter all dem Dudelfunk, der weltweit all überall verbreitet wird - als Soundtrack über der schönsten Barockstadt der Schweiz nachklingeln lassen: •-..... Derweil liesse sich vielleicht aus Fon Roll in der heimischen Metal-Szene auch noch was bewerkstelligen. Aber diese Geschichte klingt anders.

Dumm gelaufen

Sie neigen den Kopf vornüber, senken die Augenlider und hantieren mit dem Daumen, eine seltsame Allianz zwischen Gehirn und Gerät stellt sich ein, überbrückt durch den gekrümmten Arm und den niedergeschlagenen, fast ein wenig abwesenden Blick. Sie verharren in jener Haltung, die irgendwie an den im Mittelalter über seinen Folianten gebeugten Mönch im Skriptorium erinnert. Nur, dass die Zeitgenossen dergestalt heute die Strasse entlanggehen, in Bussen und Zügen stehen oder am Tisch sitzen. Sie sitzen, stehen, gehen herum, blenden die Realität - und damit den öffentlichen Verkehr aus. Oder sie marschieren im günstigeren Fall hakenschlagend strammen Schrittes ungebremst in eine Glastüre. Na ja, krumm gelaufen.

Geneigte Leserinnen, gebeugte Leser, inzwischen hat auch Sinus die Kurve geschafft. Nicht von der mathematischen Funktion ist hier die Rede, sondern vom Sinus-Report. Hinter dem Kürzel verbirgt sich «Sicherheitsniveau und Unfallgeschehen im Strassenverkehr». Und damit wird auch klar, dass drin steckt, was drauf steht: eine Fülle an Informationen zum Gesamtunfallgeschehen im Strassenverkehr. Laut Sinus-Report 2014 von der Beratungsstelle für Unfallverhütung (bfu) wurden 2013 insgesamt 723 Fussgänger schwer und 69 tödlich verletzt. Auffallend: Die Zahl der verunfallten Jugendlichen ist in den letzten zehn Jahren stetig gestiegen. Im vergangenen Jahr sind rund 50% mehr junge Fussgänger im Alter von 18 bis 24 verunfallt als noch 2003. Mit ein Grund dürfte die kontinuierliche Zunahme von Handys sein, die jetzt Tablet oder Smartphone heissen.

Jeder Smartphone-Besitzer wischt pro Tag so 60- bis 80-mal im Schnitt sein cooles Stück Glas, zu dem er ein fast schon erotisches Verhältnis unterhält. Laut einer Umfrage unter 20- bis 50-Jährigen streicheln 41% vier bis sechsmal pro Stunde ihren Screen, 17% sogar mehr als zehnmal. Und das Resultat? 56% der Befragten berichten von direkten körperlichen Auswirkungen: 24% klagen über Augenermüdung, 19% über Nackenverspannungen, 9% über Kopfschmerzen und die restlichen 4% über sonstige Beschwerden. Ursache des digitalen Sehstresses sei, dass sich die Augen bei den sehr häufigen Blickwechseln von nah, mittel und fern enorm anstrengen müssen, heisst es. Auftraggeber der Umfrage war unter anderen ein Brillenglashersteller.

Total verspannt - voll informiert. Derlei Gadgets bergen weitere Risiken und Nebenwirkungen, sie machen abhängig. Jede neue Technologie gebiert Begierden bis hin zur Sucht. Davor warnt auch schon eine App. Das Dumme ist nur, dass alle, die eine digitale Diät machen wollen, dazu so einen Apparat laufen lassen müssen. Für viele kommt jede noch so gut gemeinte Hilfe zu spät. Laut US-Forschern landen mehr als tausend Amerikaner jährlich in der Notaufnahme, weil sie stolpern oder gegen Hindernisse laufen, während sie auf ihr Smartphone starren. Andernorts sieht es nicht besser aus, in London werden schon Laternenpfähle gepolstert.

Interessant ist der Fall Chongqing. Der chinesische Moloch hat trotz seiner 28 Millionen Einwohner Platz zum Versauen, ja einige Bewohner an der Peripherie sollen schon gar nicht mitbekommen, dass sie in einer Riesenstadt wohnen. Und Chongqing ist weitläufig, richtig riesig, die Stadt Solothurn würde über 13000-mal hineinpassen. In dieser Wasserstadt am Zusammenfluss von Jangtsekiang und Jialing wurde jetzt ein Trottoir nur für Handynutzer eröffnet. Pfeile auf dem Boden helfen bei der Orientierung, damit Handynutzer beim SMSSchreiben nicht mit anderen Handynutzern zusammenknallen, die gerade SMS schreiben. Überflüssig zu erwähnen, dass es so etwas früher nicht gab - aber da war ja sowieso alles besser. Alles besser? Der älteste Gag der Philosophiegeschichte handelt von Thales, der in den Brunnen fiel, als er bei einem Nachspaziergang den Sternenhimmel erforschte. Einen markanten Unterschied gibt es: Thales hat keine anderen «Verkehrsteilnehmer» gefährdet.

Verlustieren

Der Mann erblickte vor langer Zeit das Licht der Welt in einer Stadt, die heute am Boden vor deren Rathaus mit einem interessanten Mosaik auf sich aufmerksam macht. Dargestellt sind dort die Partnerstädte mit Flaggen und den jeweiligen Distanzen. Mit dabei: Solothurn, 249 km Luftlinie. Zu Fuss sind es 297 km, geschätzte Wanderzeit: 62 Stunden. Mit dem Velo wären es 335 km, zu schaffen in rund 19 Stunden. Mit dem Flugzeug dauert die Reise gut zweieinhalb Stunden. Die Bahn übrigens fährt alle zwei Stunden und braucht fünfeinhalb Stunden - sofern ein Lokführer zur Verfügung steht. Wer den Weg von Solothurn nach Heilbronn oder umgekehrt mit einem motorisierten Kraftfahrzeug unter die Räder nimmt, wird die 345 km lange Strecke in knapp dreieinhalb Stunden bewältigen. Sofern...

Ja, sofern. Nun ist es aber so, dass der Mensch in seinem Leben durchschnittlich 24 Jahre und vier Monate schläft, 12 Jahre lang vor dem Fernseher sitzt; das heisst, er befindet sich über 36 Jahre in einem schlafähnlichen Zustand. Etwa 16 Monate verbringt er damit, seine Wohnung zu reinigen, zwölf Monate im Konzert, Theater oder Kino, sechs Monate auf der Toilette, drei Monate beim Arzt, zwei Wochen beim Beten. 2,6 Jahre schiebt er seinen Rollator durch die Gegend, elf Monate wird er von seinem Hund durch die Gegend gezerrt und entsorgt dabei 1,9 Tonnen Kot. Immerhin 45,3 Tage führt er fortpflanzungsähnliche Bewegungen zwecks Arterhaltung aus. Früher jedenfalls war das so.

Seit Hightech-Konzerne den Grundgedanken verfolgen, durch das Social freezing genannte Verfahren ihren weiblichen Mitarbeitern - im Deutschen auch Mitarbeiterinnen genannt - das Einfrieren von Eizellen zu finanzieren, ist einiges anders. Ihre kühl gelagerten Eizellen können die Frauen dann einfordern, wenn in Sachen Karriere alles geklärt ist. Und sie Lust auf Kinder überkommt, sobald sie bei Apple oder Facebook rausgeflogen sind. Grundsätzlich könnte man alles einfrieren, was die berufliche Laufbahn stört. Auch auf Besäufnisse sollte man der Karriere zuliebe verzichten und den Alkohol einfrieren, bis man Zeit zum Bechern hat. Vielleicht kann, wer ungestört in die Ferien fahren will, bald sogar seinen Hund, den Hamster oder die Katze einfrieren lassen. Selbst Probleme wie IS würden gar nicht erst entstehen, wenn es den Wissenschaftlern endlich gelänge, religiöse Gefühle einzufrieren.

Und auch das noch: Obwohl der Mensch 5,7 Monate damit verbringt, Verkehrshinweise zu hören und auf Navigationsgeräte zu starren, steht er 1,4 Jahre im Stau und wird dabei 199 Stunden lang von Sendern mit Verkehrsmeldungen terrorisiert in der Art: «Zeitverlust eine halbe Stunde». Zeitverlust? Die läuft doch einfach weiter. Wie sagte doch der gute alte Vergil zwischen 37 und 29 vor unserer Zeitrechnung, als einige Menschen die Zeit noch auf Lateinisch verträdelten: Sed fugit interea, fugit irreparabile tempus. Auf Deutsch in etwa «Aber es flieht inzwischen die Zeit, flieht unwiederbringlich». Ist die Zeit nun verlustig gegangen? So wenig wie Energie in einem geschlossenen System, was auch Julius Robert erkannte. Julius Robert wer? Julius Robert von Mayer ist der Mann aus Heilbronn, der vor ziemlich genau 100 Jahren (25. November 1814) geboren wurde. Er formulierte als einer der ersten den Ersten Hauptsatz der Thermodynamik. **D**en Zeitverlust im Stau könnte man auch mit der Überlegung kompensieren, wie praktisch es doch ist, eine Partnerstadt zu haben, in deren Umfeld man Cadmium, Arsen, Quecksilber, Dioxine, Furane, Zyanide entsorgen kann. Schliesslich hat das Bundesamt für Umwelt BAFU auf der Basis eines unabhängigen Gutachtens den Nachweis geprüft und ist zum Schluss gekommen, dass die Langzeitsicherheit der Deponie rund um Heilbronn (Nomen est omen) grundsätzlich gewährleistet ist. Auch könnte man darüber schmunzeln, wie Social freezing im Internet gar nicht so unzutreffend übersetzt wird: mit «Sozial Gefrierpunkt» (sic!). Oder man kann sich ganz einfach nach Lust und Laune über den Zeitverlust täglicher Staumeldungen verlustieren.

Chlause-Mär

Vom Himmel hoch, da komm ich her... Woher denn sonst? Schliesslich liess er sich 39 Kilometer über die Erde hieven, kippte aus der Kapsel und ist dank Erdanziehungskraft mit bis zu 1342 km/h zu Boden gerast. Im freien Fall während der 4:19 Minuten durchbrach der Himmelsgleiter sogar die Schallmauer. Ach so. Das war Felix, Baumgartners Felix; hier sollten Chlaus, Samis Chlaus und seine Begleiter angesagt sein. «Ähm, nimmsch dr Bäse und dr Lumpe,/ machsch die böse Buebe z gumpe./ Du do, schwarze Ma/ hesch es ruessigs Hemmli a.» Oha, da hat sich offenbar jemand vertan. Falscher Adressat, falsche Baustelle. Halb so schlimm, so weit daneben liegt der Jung-Performer im Dichterstress auch wieder nicht. Die Welt ist nun mal kompliziert geworden. Kann ja vorkommen, dass der Schmutzli mit dem Chemifäger verwechselt wird.

«Vom Himmel hoch, da komm ich her...» Beinahe wäre vergessen gegangen, dass der Dichter dieser Liedstrophen Luther Martin heisst, der zu allen christlichen Festen Lieder schuf, insgesamt über dreissig an der Zahl. Diesen Song soll er angeblich 1535 für die Bescherung seiner eigenen Kinder geschaffen haben. Ganz easy ging das, er unterlegte seinen aus 15 Strophen bestehenden Text dem Spielmannslied «Ich komm' aus fremden Landen her». Kontrafaktur nennt sich dieses künstlerische Produktionsverfahren im Fachjargon.

Ob «vom Himmel hoch» oder «aus fremden Landen» - es lohnt sich heute wie nie zuvor, einen prüfenden Blick auf Chlausens Begleiterscheinungen zu werfen. Es sind zu viel der Mären, Verkleinerungsform Märchen. Da mutiert auf manchen Abbildungen der Esel zum Rentier und fliegt - offenbar in Ermangelung von Schnee - erst noch durch die Luft. Und erst noch der Schmutzli, der im deutschsprachigen Raum auch auf die Namen Knecht Ruprecht oder Krampus hört, in Schweden Svarte Petter heisst und in den Niederlanden als Zwarte Piet (in der medialen Öffentlichkeit) sein Unwesen treibt. Der ist bei vielen Holländern als Helfer des Sinterklaas äusserst beliebt, soll aber einige mit seinem Äusseren und Verhalten an einen ungebildeten Schwarzen erinnern, was rassistisch sei. In Gouda wurde ein echt niederländischer Kompromiss gefunden. Es wird schwarze Pieten geben. Aber auch andere: einen gelben Piet, der Käse verteilt, und einen Sirupwaffel-Piet mit braun kariertem Gesicht. Die Stadt Assen übrigens hat mit ihren Pieten nebenbei noch ein anderes Problem gelöst. Hier lief ein grüner Piet mit. Er verteilte ganz altmodisch Pfeffernüsse der besonderen Art: Sie sind glutenfrei.

Was aber, wenn «det Zwarte Piet» gar keinen schwarzen Mann darstellen sollte, sondern nur sein von Russ verschmutztes Gesicht wie weiland die Kaminfeger zum Märet trägt? Der Russ übrigens kommt nicht aus Russland, sondern ist ein pulverförmiger Stoff, der zu 80 bis 99,5 Prozent aus Kohlenstoff besteht. Zur Erinnerung: Der Mensch besteht von der Wiege bis zur Bahre grossmehrheitlich aus Wasser, einschliesslich det Zwarte Piet und seine Kritiker. Wer daran zweifeln sollte, kann den Schwarzpeter ruhig der Wissenschaft in die Schuhe schieben. Eigentlich müsste der Schwarzpeter im Schwarzbubenland einen besonders schweren Stand haben. Da liest und hört man aber wenig von «schwarzer Arbeit», seltener noch von Schwarzarbeit.

Heute sind Presseverlautbarungen ebenso zuverlässige Orientierungshilfen wie die Jahreszeiten. Einfach zu befolgende Tipps der Beratungsstelle für Brandverhütung (BfB) und der Beratungsstelle für Unfallverhütung (bfu) zeigen, wie man Brände - über 1000 ereignen sich jährlich um diese Zeit - verhindern und sichere Festtage feiern kann. Eine leise Irritation stellt sich dennoch ein, wenn man eine seltsam-frohe Botschaft zur Kenntnis nehmen darf. Die Annonce steht zwar (noch) nicht auf Chläusis feuerrotem Gewand, auch nicht auf den zahlreichen Chlausemäret festgeschrieben, ist aber doch auf der einen oder andern Website nachzulesen, die Samichlaus-Dienste anbietet: «Powered by Feuerwehr».

Schlagwörter

Es soll Leute geben, die ein Schlagloch mehr aufrüttelt als ein Schlagwort. Andererseits kann ein Schlagloch durchaus zu einer Schlagzeile führen, wenn ein Fahrzeug in einer Senke kaputt geht und die zuständige Kommune für den Schaden blechen muss. In der deutschen Sprache sind es vom «Schlagloch» übers «Schlagwort» bis zur «Verschlagwortung» nur kleine Schritte. Möglich machts die schier endlose Verwurstung von Komposita, auch Wortzusammensetzungen genannt. Mark Twain empfand die deutschen Komposita als «alphabetische Prozession» und unterstellte manchen von ihnen so lang zu sein, dass sie eine Perspektive aufweisen. Nun gut, heute ist leichte Besserung in Sicht. Besonders üble Monstren wurden unlängst zu Grabe getragen: das Rindfleischetikettierungsüberwachungsaufgabenübertragungsgesetz sowie die Grundstücksverkehrsgenehmigungszuständigkeitsübertragungsverordnung.

Der Dichter Johann Paul Friedrich Richter alias Jean Paul hat die deutsche Sprache mal als Orgel unter den Sprachen bezeichnet. So daneben liegt er gar nicht. Wer die beiden obgenannten Monsterbegriffe in einem Atemzug fehlerfrei herunter orgeln kann, pfeift wahrscheinlich aus dem letzten Loch. Belassen wirs bei den beiden. Ansonsten müsste die Kolumne aus Platzmangel abgebrochen werden, bevor Gelegenheit bestünde, dem Phänomen «Verschlagwortung» nachzuspüren. Hier stellt sich als erstes die Frage und steht im Raum, aus welchem «Verschlag» denn diese «Wortung» stammen soll. Klar doch: altbekanntes deutsches Kompositum. Mindestens so alt wie Datenbanken mit Indexierungsmöglichkeiten. Man muss es nur richtig auseinanderdividieren: Ver-schlag-wort-ung. Dass die Verschlagwortung gegen Jahresende fröhliche Urständ feiert, ist dem «Wort des Jahres 2014» zu verdanken, das gar keines ist. Es ist das Zeichen #, irrtümlich als Hashtag bezeichnet.

versinnbildliche, so die Begründung der Jury, «eine Jugend, die heute rasch auf den Punkt kommt» - und stehe «für eine zunehmende Verdichtung, ja Verschlagwortung der Sprache». (Auf den Punkt kommen ist nicht schlecht, am Hag stehen wäre besser. Denn so ein # wird auf Helvetisch auch Gartenhag genannt.) Nun könnte ein Kleinkariertes, Erbsenzähler, Prinzipienreiter, Paragrafenhengst oder auch Korinthenkacker daherkommen und drauf hinweisen, dass das «Wort des Jahres 2014» gar kein Hashtag sein kann, weil so ein Hashtag ein Kompositum ist, sich also aus einem Hash und einem Tag zusammensetzt. Wo er recht hat, da hat der Tüpfelchensucher recht: Hash und Hashtag dürfen nicht verstoffwechselt werden. **D**er Hash verlangt also in jedem Fall nach einem Tag. Aber Obacht, Habicht, hab Acht! Hält jemand auf Twitter & Co über den Hashtag #solothurn Ausschau, kann er durchaus auf Unbrauchbares, Überraschendes, zuweilen Kurioses stossen. Schuld ist der Hash, der insofern etwas mit Haschisch zu tun hat, als auch er eine Bewusstseinsverschiebung der etwas launischen Art auslösen kann. Wer etwa auf der Suche nach dem Solothurner Hausberg mit #weissenstein hashtaggt, muss sich nicht wundern, wenn er in Köniz landet, wo eine Weissenstein-Halle steht. Hoppla, offensichtlich eine Kollision. Irgendwie ist es wie im All-TagsVerkehr: So ein Hash ist umso besser, je weniger Kollisionen er mit seinen Tags produziert.

So, erst mal genug verschlagwortend mit Worten herumgeschlagen in Sachen Hashtag - heute ist Washtag! Nur das noch, der «Satz des Jahres» ist - ta-ta-ta-taaa: «Es bleibt unbeständig». Er gefällt der Jury besonders, weil er einen Widerspruch berge und damit die diesjährige Grosswetterlage Helvetiens in mehrfacher Hinsicht ganz gut charakterisiere. Das «Unwort des Jahres 2014» übrigens wäre «Dichtestress». Dem gehts gar nicht gut. Er beklagt sich aufgrund seines Leidens gleich selbstredend, weil er im Schlagwörter- und Buchstabengedränge auch dieser Kolumne kaum mehr Entfaltungsmöglichkeiten sieht. Es herrsche eben Dichte(r)stress.

Kolumnen 2015

Dreizehnter

Keine Bange, hier werden keine vertrauten Pfade verlassen. Dem Jahr 2014 wird kein weiterer Monat angehängt, schliesslich befinden wir uns mitten im Januarloch 2015. Das stellen einige Zeitgenossen mit Bedauern dadurch fest, dass der «Dreizehnte» - auch bekannt als dreizehntes Monatsgehalt - frühzeitig den Weg alles Irdischen gegangen ist. Und sonst? Alles in Ordnung? Nach den Rückblicken 2014 folgen nun allerorten Vorschauen auf 2015. Die Ordnung der Zukunft lautet Prognose. Sie ist zwar sinnlos, aber unverzichtbar. Prognosen treffen kaum, vielleicht oder garantiert zu. Alle möchten gerne auf Nummer sicher gehen. Und manche fragen sich gerade deswegen verunsichert, ob sie nicht doch übersichert sind.

Hundertprozentige Sicherheit gibt es nicht, heisst es. Hundertprozentige Sicherheit gibt es doch! Unter all den Überraschungen, Wahrscheinlichkeiten und Unwägbarkeiten im Prognosegeschäft gibt es Sachen, die garantiert zutreffen. Man muss sie nur entdecken wollen. Vorerst nur soviel: Es handelt sich um ein Ereignis, das erst wieder 2026 eintreten wird. Mit garantierter Sicherheit. In elf Jahren also.

Elf? Nun kann jemand mit Fug und Recht behaupten, die Solothurner, genauer: die Solothurner Zahl, hat sie nicht alle. Da fehlt nämlich eine, bis das Dutzend voll ist. Und gerade die Zwölf hat es in sich - von den zweimal 12 Stunden pro Tag bis hin zu den zwölf Aposteln. Die Tradition, im «Dutzend» zu rechnen, führt auch im Warenverkehr in vergangene Jahrhunderte zurück. Das Aufteilen war eben einfach, das Ordnen und Verpacken simpel: Noch heute gibt es Eier im Dutzend. Und die Europafahne hat - welch ein Zufall - zwölf Sterne, obwohl die Zahl der Mitgliedsstaaten deutlich grösser ist. Und noch weitere Erscheinungen machen das Dutzend voll: Der Mensch hat zwar nur zwei Hände, und trotzdem lässt sich das Bier im Sixpack äusserst praktisch ins traute Heim tragen. Andernorts warten 12x12 Jungfrauen, geteilt durch zwei. Aber das ist definitiv eine andere Geschichte...

Was zu viel ist, ist zu viel. Ja, die 13 hat es schwer, nicht zuletzt, weil sie mit viel Aberglaube in Zusammenhang gebracht wird. Und zwar so nachhaltig, dass es in gewissen Hotels kein 13. Stockwerk gibt, keine Zimmernummer 13 und in manchen Flugzeugen keinen Sitzplatz mit der Nummer 13. Verstärkt wird das vermeintliche Unheil, wenn der 13. Tag eines Monats auf einen Freitag fällt. Das ist im Jahr 2015 der Fall. Und zwar gleich dreimal: im Februar, März und November. Die Konstellation eines dreifachen Freitags des 13. im Monat wiederholt sich erst wieder im Jahr 2026. Fehlt nur noch, dass einem an diesen Tagen eine schwarze Katze über den Weg läuft. Ja, die Angst geht um. Neben den vielen bekannten Ängsten auch die Angst vor der Schaltsekunde bei Ingenieuren und Informatikern. Die hassen es, ständige, wenn auch minimale Anpassungen vorzunehmen, weil die Erde immer langsamer rotiert. Mitte Jahr ist es wieder soweit.

Es gibt weitere Probleme. Wie sollen jetzt all die Guggerzytli, Erbstücke unserer Vorfahren, synchronisiert werden? Woher zum Kuckuck soll das Guggerzytli wissen, dass sich durch die langsamere Rotationsgeschwindigkeit auch die Erdanziehungskraft ändert? Soll dem Gugger eine Sekunde lang das Maul gestopft werden? Oder soll man den beiden Tannenzapfen, die das Uhrwerk antreiben, ein bisschen mehr Gewicht draufpacken? Man könnte über längere Zeit den Staub nicht abwischen. Lasst uns nicht immer mit richtigen Problemen beschäftigen, sondern auch mal mit den praktischen. Bis zum 30.06. werden detaillierte Anweisungen in Sachen Guggerzytli dankend entgegengenommen. Sollten bis dann keine Vorliegen - auch egal. Irgendwann schlägt's sowieso für alle 13: «...wenn i mis Guggerzytli ha und non es Gläslü Wii, und chunt mis letschti Stündli dra, so hani no die Bitt, o gimer doch i d'Ewigkeit, mis Guggerzytli mit». Guggu.

Grauschatten

Alle Jahre wieder werden mit der Zuverlässigkeit eines Schweizer Uhrwerks Anliegen durch allerhand Interessenvertreter zu den gegebenen Zeitpunkten in Erinnerung gerufen. Auffällig früh im Jahreszyklus, so um die Tage vor dem 14. Februar, ruft die Innung der Floristen und der Süsswarenhersteller zum Frühlingserwachen. Wie kommt das? Nun, irgendwie durch Valentin. Ja, welcher darfs denn sein? Der von Terni oder der von Viterbo? Egal, beide hatten es nicht leicht, erlitten der Überlieferung zufolge im Frühmittelalter das Martyrium der Enthauptung - ähnlich wie Urs und Viktor. Mit dem Unterschied, dass der Bekanntheitsgrad der Solothurner Schutzpatrone über die Jahrhunderte mehr oder weniger lokal verankert blieb. Etwas kulanter formuliert: national verankert - von St. Maurice über die Ambassadorsstadt bis Ramiswil. Während die Valentini zur Festigung ihres Gedenktages schon früh auf Globalisierung setzten. Beziehungsweise gesetzt wurden.

Die Basis zu Valentins weltumspannender Berühmtheit soll ein Dichter aus dem Hochmittelalter mit dem Werk «Parlament der Vögel» (klingt seltsam aktuell) gelegt haben. Darin führt er aus, wie sich die Vögel zu Valentins Feiertag um die «Göttin Natur» versammeln, damit ein jeder einen Partner finde. Ab dem 15. Jahrhundert tauchten in England hartnäckig Valentinspaare auf, die sich kleine Geschenke oder Gedichte schickten. Britische Auswanderer nahmen den Valentinsbrauch mit in die Vereinigten Staaten, wo er sich derart nachhaltig etablierte, dass US-Soldaten nach dem Zweiten Weltkrieg nichts anderes übrig blieb, als das Brauchtum auf den Alten Kontinent zurückzubringen.

Damit noch nicht genug der Globalisierung. In Japan beschenken am 14. Februar Frauen die Männer mit Schokolade. Auch junge Mädchen nehmen diesen Tag zum Anlass, ihren Angebeteten Schokolade zu schenken, die sie bestenfalls selbst gemacht haben. Rein altruistisch ist das nicht. Sie dürfen einen Monat später am White Day weisse Schokolade als Gegengeschenk erwarten. Einen Schritt weiter geht Südkorea. Dort gibt es zusätzlich zum Valentinstag und White Day noch den Black Day: Wer am 14. Februar und am 14. März leer ausgeht, betrauert dies am 14. April und isst eines der «100 koreanischen Kultursymbole»: Jajangmyeon, Nudeln mit schwarzer Sosse.

Weisser Tag, Schwarzer Tag. Zwischen diesen beiden Eckpfeilern der Schwarz-WeissMalerei müssen jede Menge Grautöne liegen. Und mit welchen Farbtupfern beschenkt uns dieser Tage die amerikanische Filmindustrie? Richtig! Mit Grau, und zwar gleich in 50 Schattierungen. «Fifty Shades of Grey» kommt, eher kalkuliert als zufällig, rund um den Valentinstag in die Kinos. Die Verfilmung jenes Sadomaso-Schriftwerks, das schon früh als Mommy-Porn die Runde drehte, eine Art Arztroman ohne Doktor, aber dafür mit Doktorspielchen. Und die Höhepunkte? In Ermangelung des Sprachtalents der Autorin Fehlanzeige. Dafür jede Menge Klimaxe anderer Natur: im Lift, im Bootshaus, auf dem Schreibtisch, von der Decke hängend, in der Badewanne.. Bedenklich ist allenfalls, dass der simple Plot (Studentin trifft Milliardär, Sklavin den Herrn) es mit über 600 Seiten durch 50 Grauzonen zu einem Megaseller schaffte. Und das zu einer Zeit, da Gleichberechtigung an allen Fronten gefordert wird.

Da schon mal von 50 und Film die Rede ist: Kaum neigen sich 50 Jahre Solothurner Filmtage dem Ende zu, zeichnet sich mit Blick zum Himmel über dem Jurasüdfuss eine weitere 50 ab: gefühlte 50 Grautöne und kein Ende. Erstmals seit 63 Jahren gedenkt die Uno-Wetterbehörde WMO den offiziellen Wolkenatlas um die neue Wolkenart Undulatus asperatus - also «aufgeraute Wellige» - aufzustocken. Es kann nur noch besser werden. Ansonsten sorgen bald echte Farbkleckser in der Landschaft der 50 Grauschattierungen für Abwechslung: Fasnacht.

Fasten

Fast wäre es vergessen gegangen, dass es nun auch schon wieder ein Vierteljahrhundert her ist, seit ein gewisser F. D. über ein seltsames Szenario in der Schweizer Hauptstadt sinnierte. Er widmete seine volle Aufmerksamkeit jenem 22-jährigen Studenten, der am 15. Oktober 1943 um 3 Uhr 40 Minuten und 17 Sekunden Schweizer Zeit betrunken über die Kirchenfeldbrücke ging, durch das Eisengeländer in den Fluss hinunter pinkelte und dabei von einem Meteor erschlagen wurde. Wenigstens fast. Ansonsten hätte die (Schweizer) Geschichte wohl einen anderen Verlauf genommen. Zumindest wäre Friedrich Dürrenmatt nie in der Lage gewesen, uns über dieses Gedankenexperiment 1990 in seinen «Stoffen IV- IX» in Kenntnis zu setzen.

Wie es scheint, kommt von oben nicht nur Gutes. Es muss ja nicht gleich ein Meteorit sein. Auch so haben die Menschen seit Jahren in der unmittelbaren Umgebung ihres Heimatplaneten ein überirdisches Problem, das sie selbst geschaffen haben: Space Debris, auch Weltraumschrott genannt. Denn seit dem Start von Sputnik1 am 4. Oktober 1957 kreisen neben Satelliten und Raumsonden auch Unmengen von Abfall verschiedenster Grösse im All. Dieser bleibt teilweise Jahrzehnte oder noch länger in der Umlaufbahn und gefährdet zunehmend die ausserirdischen Aktivitäten des Menschen. Im Februar 2009 kollidierten erstmals zwei Satelliten im Weltraum (Iridium 33 und Kosmos 2.251), was zu weiteren mehr als 2200 Fragmenten, die grösser als zehn Zentimeter sind, sowie eine nicht genau erfassbare Zahl noch kleinerer Teile führte. In der erdnahen Umlaufbahn sollen 750000 Geschosse ab dieser Grösse rasen.

Nun gut, beim Eintritt in die Erdatmosphäre verglüht ein Grossteil. Schafft aber so ein Teilchen von einem Zentimeter Durchmesser den Durchbruch, wirds ungemütlich. Zumal beim Einschlag eines derartigen Objekts in etwa die Energie einer Handgranate freigesetzt würde. Genug jedenfalls, um der öffentlichen Pinkelei ein Ende zu setzen. In Fall eines Meteoriten, wie von Dürrenmatt angedacht, würde es heute in Bern und Umgebung wohl aussehen wie im Nördlinger Ries. Dort schlug vor 15 Millionen Jahren ein knapp tausend Meter grosser Meteorit in die Ausläufer der Schwäbisch-Fränkischen Alb ein.

Wäre der Brocken mit seiner Geschwindigkeit von gut 70000 Kilometern pro Stunde gut 400 km südwestlicher Richtung niedergegangen, hätten wir heute um Bern einen kreisrunden Krater(see). Und die Hauptstadt läge wohl rund um Utzenstorf. Die Zeichen des Himmels deuten darauf hin: Es gibt Leute, die erinnern sich, dass dort in einem Haferstoppelfeld am Abend 16. August 1928 Steine niedergingen, die von einem Meteoriten stammen. Zu bestaunen im Naturhistorischen Museum Bern. Die Gilde der Astrophysiker übrigens hat Dürrenmatts astronomische Exkurse dadurch verdankt, indem sie zu Beginn dieses Jahrtausends den Asteroiden 14041 - grösser als ein Meteoroid, aber kleiner als ein Zwergplanet - nach ihm benannte.

Aber nicht nur ausserirdisch, auch überirdisch herrscht reges Treiben. Mehr Menschen als je zuvor haben die unzählige Mal geäusserte Empfehlung befolgt: Fasten - Fasten your seatbelts please! Ja, der zivile Flugverkehr boomt wie nie zuvor. 2014 wurden weltweit 3,2 Milliarden Passagiere transportiert, fünf Prozent mehr als im Vorjahr - das Treiben im Luftverkehrszentrum am Jurasüdfuss, dem Grenchner Airport, noch nicht mal einberechnet. Was für ein unfassbares Gewusel heute am Himmel herrscht, können alle dank der Website «Flightradar 24» in Echtzeit vom Boden aus verfolgen. Für 2030 wird eine Verdopplung der Passagierzahlen auf mehr als 6,4 Milliarden prognostiziert. Nun sind wir aber ziemlich weit vom Weg abgekommen. Ursprünglich sollte hier vom etwas anderen «Fasten» die Rede sein: Den Gürtel nicht nur anschnallen, sondern enger schnallen - vor allem in der angelaufenen Fastenzeit.

Mehr Licht!

Ab Mitte kommenden Jahres dürfen Sportflitzer nur noch ein Dezibel lauter sein als herkömmliche Autos, deren Geräuschpegel schon heute europaweit 74 Dezibel nicht übersteigen darf. Da heulten aber die Proteste lauter auf als die die Triebwerke mancher Sport- und anderer Automobile, denen ab Mitte 2016 auch in der Schweiz eine Lärmdiät verordnet werden soll. Dieses Verbot sei ein unerhörter Blödsinn, hören wir Tuning-Experten in einschlägigen Foren aufheulen. Wer kein lautes Auto wolle mit Klappenauspuff oder so, könne doch ein Elektroauto fahren. Mit einem lauten Auto gehe es doch darum, sich von der Masse abheben zu können. Aha. Man(n) genießt es, wenn andere der Lärmspur nachstaunen. Also doch, hier erfährt ein lange gehegtes Klischee seine Bestätigung: Da pimpt eine Minderheit mit Blech und Krach auf Kosten anderer ihr Ego auf.

Mit dem Hören und Gehörtwerden verhält es sich offensichtlich ähnlich wie mit dem Sehen und Gesehenwerden. Anschauungsunterricht, was in Sachen Automobil abgeht, liefert der Genfer Auto-Salon, von dem sich die Veranstalter bis zum 15. März neben 10000 Journalisten um die 700000 Pilger erhoffen. Den Blick in die automobilen Zukunft visualisiert das omnipräsente Plakat des 85. Internationalen Automobil-Salons mit der farbfreudigen Illustration eines Scheinwerfers. Ja, Farben erregen durchaus Aufmerksamkeit. Und welche Farben wünschen sich Autofans für ihre Lieblinge? Ziemlich farbenblind. Es sind die Unfarben Weiss, Schwarz und eine Mischung davon: Silbergrau und anderen weit über 50 Shades of Grey.

Natürlich sind Farbpräferenzen individueller Befindlichkeit ausgesetzt wie vieles andere auch. Und so lanciert jeweils die Modeindustrie im Jahresrhythmus die «Farbe des Jahres». Dieses Jahr ist es weder Tangerine-Orange noch Smaragdgrün noch Quietsche-Pink noch sonst was Lichtdurchflutetes. Es ist Marsala. Ein rauchiges Weinrot, etwas zwischen Braun, Bordeaux, Bernstein und Kupfer. In jedem Fall erdig, herbstlich. Nun denn, die Modeindustrie war der Gegenwart schon immer mindestens ein halbes Jahr voraus. Neulich wurde ein Bekannter nach seiner Lieblingsfarbe gefragt. Ganz Pragmatiker, war seine Antwort: Kommt drauf an. Bei Sonnenuntergang ganz gerne tiefrot. Bei der Verkehrsampel am liebsten grün. In einem kuriosen Experiment wurde mal untersucht, ob Russen und Amerikaner Blautöne unterschiedlich wahrnehmen. Was herauskam: Russische Probanden können schneller zwischen zwei Blautönen unterscheiden, wenn eine der Farben im hellblauen Bereich und die andere im dunkelblauen liegt. Ein Zusammenhang zwischen Wodka-Konsum und der Fähigkeit des Blauwahrnehmens konnte nie nachgewiesen werden.

Selbstverständlich lässt sich definieren, was Farbe ist. «Farbe ist diejenige Gesichtsempfindung eines dem Auge des Menschen strukturlos erscheinenden Teiles des Gesichtsfeldes, durch die sich dieser Teil bei einäugiger Beobachtung mit unbewegtem Auge von einem gleichzeitig gesehenen, ebenfalls strukturlosen angrenzenden Bezirk allein unterscheiden kann.» Alles klar? Zugegeben, diese Farbdefinition ist ziemlich einäugig, wenn nicht sogar blauäugig, jedenfalls nicht unbedingt das Gelbe vom Ei.

Man kann es drehen und wenden wie man will: Ohne Licht geht gar nichts. Mit dem Wissen wächst der Zweifel, erkannte schon Goethe zu einer Zeit, als es noch keine Farbdefinition nach DIN 5033 gab. Dass der Meister des Wortes sich selbst aufs Gebiet der Farbforschung vortastete (und kläglich scheiterte), sei hier nur am Rande erwähnt. «Mehr Licht!» sollen Goethes letzte Worte gewesen sein. Ob sie im Zusammenhang mit seiner Farbenlehre stehen, konnte nie nachgewiesen werden. Stattdessen wird seit Jahrzehnten unter Germanisten der Witz herumgereicht, was er auf dem Sterbebett genuschelt haben könnte: «Mehr nicht!». Das trifft auch auf diese Kolumne zu. Wenigstens für heute.

Finsternis

Am Anfang war das Wort. Es dauerte nicht lange, da waren es gar viele Wörter. Unter den geschätzten 7000 Sprachen finden sich Fluchwörter, Passwörter, Schimpfwörter, aber auch Wörter voller Poesie selbst zu rational erklärbaren, wenn auch eher seltenen Ereignissen, z. B. zur Sonnenfinsternis: «...wie der letzte Funke eines erlöschenden Dochtes schmolz eben auch der letzte Sonnenfunken weg, wahrscheinlich durch die Schlucht zwischen zwei Mondbergen zurück - es war ein überaus trauriger Augenblick. Das hatte keiner geahnet - ein einstimmiges <Ah> aus aller Munde, und dann Totenstille, es war der Moment, da Gott redete und die Menschen horchten.» Soweit Adalbert Stifters Wortmeldung, die das Licht der Welt erblickte, als er im Rahmen seines Frühwerkes gottesfürchtig über «Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842» Bericht erstattete.

Anders als Stifter, der von der Finsternis 1842 Kenntnis hatte, dürften andere in noch früheren Zeiten völlig überrascht worden sein. «...und siehe, da ward ein grosses Erdbeben, und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack.» (Offb 6,12). Eher als ein Events gibt es am 20. März 2015, zum Frühlingsbeginn, die totale als partielle Sonnenfinsternis in Mitteleuropa je nach Ort zwischen 9 und 12 Uhr MEZ zu entdecken. Der Bedeckungsgrad in der Schweiz variiert dabei zwischen 66 % im Tessin und rund 71 % in der Nordwestschweiz, in der Folge wird eine Abschwächung der Lichtintensität in der Landschaft zu bemerken sein. Wenn überhaupt. Der Schock am Jurasüdfuss dürfte sich ohnehin in Grenzen halten. Deren Bewohner sind geeicht durch die überdurchschnittlich hohe Anzahl nebelverhangener Tage. Sollte die Sonne scheinen, wird für die Beobachtung mit blossen Auge eine Finsternisbrille empfohlen.

Am 20. März 2015 ab 18 Uhr ist es in Bern wieder soweit: Museumsnacht. Finsternis, so weit das Auge reicht. Das Naturhistorische Museum macht seine Lichter schon gar nicht an. Eine Finsternisbrille also ist nicht vonnöten. Denn in dieser Nacht erforschen Besucher die Ausstellungen im Dunkeln mit der Taschenlampe. Für Kinder bis zwölf Jahre gibt es eine Schatzsuche zwischen ausgestopften Tieren, und auch ein Konzert wird im Dunkeln abgehalten. Die «Museumsnacht» heisst in Solothurn «Kulturnacht» und findet einen Monat später statt. Nicht ganz so zappenduster. Denn Solothurn wird laut Veranstaltern am Samstag, 25. April, eine Nacht lang im «hellen Licht der Kultur erstrahlen».

Sich nur nicht blenden lassen, lautet die Devise der Branche rund um Augenkrankheiten. Trotzdem eine kurze Rückblende auf die Sonnenfinsternis vom 28. Mai 585 vor unserer Zeitrechnung. Das von Thales von Milet vorhergesagte Ereignis dürfte der Weltgeschichte eine Wende verpasst haben, denn sie soll einen Krieg zwischen den Lydern und den Medern beendet haben, der sich schon über fünf Jahre ohne Dominanz einer Seite hinzog. Beide Heere sollen von der imposanten Naturerscheinung erschrocken gewesen sein. Während die lydischen Feldherren vorgewarnt waren, interpretierten die Meder die Finsternis als böses Omen durch eine Gottheit und steckten - trotz militärischer Überlegenheit - zurück. Dieses Zeichen des Himmels als Lösungsansatz für Frieden dürfte heute wohl schwerlich greifen. Oder?

Noch ist nicht alles verloren. Ein leuchtender Himmelskörper versetzte zu Wochenbeginn die Schweiz und Süddeutschland kurzfristig in Staunen. Doch schon wieder tempi passati. Beim Blick in die Zukunft ist die Planung nicht fern. Das ahnten auch die Stromnetzbetreiber europaweit und kehrten Massnahmen bei der Solarstromspeisung zum Zeitpunkt der Sonnenfinsternis vor. Apropos Planung: Die nächste von Mitteleuropa aus zu sehende Finsternis findet am 10. Juni 2021 statt. Mal sehen, wie>s dannzumal aussieht in Sachen Friede, Freude und anderen Zeichen des Himmels.

Grünstich

Es ist selten genug, dass der Gründonnerstag auf den Scherztag 1. April folgt wie heute. Das wird erst wieder im Jahr 2026 der Fall sein. So drängt sich geradezu auf, die seltene Gelegenheit beim Schopf zu packen und die sich aufdrängende definitorische Narretei nicht entgehen zu lassen: Der Gründonnerstag ist der Tag nach dem Scherztag, ab dem sich die Staumeldungen für Car-Freitag und weitere österliche Freitage auffällig häufen. Und wir müssen uns nur noch 2191 Tage gedulden, da fällt Gründonnerstag sogar mit dem 1. April zusammen. Deshalb die vorsorgliche Scherzfrage schon heute, ob der Donnerstag, 1. April 2021, immer noch grün sein wird. Heute ist ja der Gründonnerstag auch nicht mehr das, was er einmal war.

Wann aber, wie, wo und warum hat sich denn dieser eine Donnerstag im Jahr seinen Grünstich eingehandelt? Wer auch immer auf die Idee kam, einen Donnerstag im Frühling einzugrünen - darüber streiten sich die Geister bis heute. Die Spekulationen um den Namen des Gründonnerstags sind ebenso vielfältig wie gegensätzlich, aber schliessen sich dennoch nicht zwangsläufig gegenseitig aus. So kann die Bezeichnung «Grüner Donnerstag» sowohl vom Wörtchen «grün» kommen als auch von älteren Wörtern, die mit «grün» so wenig zu tun haben wie der «Weisse Sonntag» mit einem «Schwarzen Tag», der schon bei den Römern als «dies ater» im Umlauf war. Genauso wie der «dies viridium». Wortwörtlich ins Deutsche übersetzt: «Tag der Grünen». Aber der Reihe nach.

Der Blick in die Zukunft schärft sich manchmal durch den Rückblick in die Vergangenheit. Eine Theorie besagt, dass der Gründonnerstag etymologisch von dem mittelhochdeutschen Wort «greinen» abstammt, was so viel wie «weinen» bedeutet. Im Mittelalter wurden bestrafte Sünder zu Gründonnerstag nämlich aufs Neue in die Gemeinde aufgenommen und galten nach Lukas 23,31 wieder als «grünendes Holz» am Stamme der Kirche - was auf eine weitere mögliche Herkunft des Namens deutet. Scharfsinnige Kritiker wenden giftgrün ein, dass die Herleitung von «Grienen» bzw. Greinen / Weinen keinen Sinn macht, weil ja am Gründonnerstag selbst noch nicht geweint wurde. Sie weisen allenfalls darauf hin, dass der Gründonnerstag schlicht von der Farbe der priesterlichen Gewänder abgeleitet worden sei.

Eine weitere Herleitung für den Namen des Gründonnerstags besteht darin, dass im Mittelalter an diesem Feiertag immer besonders viel Grünes getrunken und gegessen wurde, wie zum Beispiel Grünkohl, aber auch Kräuter (noch keine Ricola, auch keine Cola). Eine These, deren Wahrheitsgehalt etwa so wenig grünstichhaltig ist wie die Behauptung, Spinat enthalte viel Eisen. Wo doch heute jeder weiss, dass da ein Meister propere PR-Arbeit mit Oberarmen wie Ochsenkeulen abgeliefert hat. So nach dem Motto: Man muss nur lange genug Unsinn verbreiten, eines Tages wird es dann schon wahr. Wie dem auch sei. Bei so viel Spekulationen um Grünzeug und Wochentage kann es nicht schaden, zuhanden künftiger Generationen das Mysterium Gründonnerstag um zeitgenössische Besonderheiten zu erweitern.

Der 28. Mai 1983, der Gründungstag der GPS... Nein, nein, nicht dieses globalen Navigationssatellitensystems zur Positionsbestimmung. Hier ist die Rede vom «Tag der Grünen», von der Grünen Partei Schweiz. Der 28. Mai 1983 also, der Gründungstag der GPS, war ein Samstag. Dieses Jahr fällt der 28. Mai auf einen Donnerstag. So gesehen könnte es schon sein, dass das politische Grün doch ein bisschen auf das Grün des heutigen Donnerstags abgefärbt hat. Oder wie wäre es damit? Gründonnerstag ist zu Beginn des 21. Jahrhunderts dann, wenn Ostern vor der Tür steht - und radiophon nahezu stündlich zu vernehmen ist, wo die Automobilisten allein, selbender oder mit einer Kinderschar im Stau stehen - greinend! Eigentlich stünde ein leichter Grünstich den feucht-grauen Frühlingstagen am Jurasüdfuss gut an.

Wendisch

Das Wetter ist stets in aller Munde. Doch warum reden wir so gerne über Regen, Sonne, Wind und Wärme? Politik ist da bekanntermassen tabu. Wie auch der Themenkomplex Gesundheit. Es sei denn, man ritualisiert ihn bis zur völligen Sinnfreiheit, wie es in den USA üblich ist.

Im Land der - in Sachen Gesprächseröffnung - sehr begrenzten Möglichkeiten beantwortet man die Einstiegsfrage «How Are You?» am besten mit einem hysterischen «Excellent!», «Most terrific!», «Brilliant!» oder so ähnlich. Alles andere fördert den Verdacht, einen neuen Psychotherapeuten zu benötigen oder unter Magen-Darm-Problemen zu leiden. Wie viel schöner ist es da, eine neue Bekanntschaft mit einem «Scheisswetter heute» zu begrüßen.

Die Kommunikationspsychologie kennt gute Gründe, Wetter zum Gesprächsthema Nummer eins mit Unbekannten zu machen: Es unverfänglich. Es betrifft die Gesprächspartner gleichermassen, beim Thema Wetter fühlen sich alle kompetent. Es ist nämlich immer «zu...». Zu warm oder zu kalt, zu trocken oder zu regnerisch. Wendisch eben, wetterwendisch. Es kommt aber im Smalltalk entschieden besser an, wenn man seine persönliche Einschätzung mit Fachwissen unterfüttern kann. Wer auch noch ins Feld führt, dass im solothurnisch-bernerischen Grenzgebiet Würmer nach dem Wetter gefragt werden, bricht das Eis zum Einstieg ins Gespräch perfekt, bringt etwas Persönliches und Emotionales mit ein, das erwidert werden kann und so Nähe zum Gesprächspartner schafft.

Ob der verregnete Sommer, die unerträgliche Schwüle oder der letzte Sturm: Das Wetter ist nicht nur für Hobby-Meteorologen oftmals DAS Thema schlechthin. Dafür gibt es triftige Gründe. Denn das Wetter beeinflusst unseren Terminkalender, unser Aussehen, unsere Laune und sogar die wirtschaftliche Entwicklung des ganzen Landes. Und dennoch sind wir dem Wettergeschehen machtlos ausgeliefert. Das ist eine in unserer bestens durchorganisierten Alltagswelt etwas Besonderes und Unbefriedigendes. Grund genug über diese Unberechenbarkeit zu reden. Wenn es nur so einfach wäre. Die grundlegende Idee einer wissenschaftlich fundierten Wetterprognose ist es, aus einem bereits vergangenen und dem aktuellen Zustand der Atmosphäre, unter Anwendung von bekannten physikalischen Regeln, einen Zustand in der Zukunft abzuleiten. Wobei bereits kleinste Änderungen im Ausgangszustand zu relativ grossen Veränderungen am Ergebnis der Rechnung führen können. Edward N. Lorenz konnte ein Lied davon singen, als er bei seinen Berechnungen 1963 glaubte, er könne der Einfachheit halber in seinem Rechner die sechs Dezimalstellen (0,506127) nach dem Komma auf drei (0,506) reduzieren. Ohalätz! Obwohl die beiden Werte nur um etwa $\frac{1}{10000}$ voneinander abwichen, kam er zu einem total anderen Endergebnis. Seitdem geistert der Begriff Schmetterlingseffekt durch so manchen wissenschaftlich geschulten Kopf. Und die Chaostheorie nahm ihren Lauf.

Es wird immer Orte geben, auf die die Vorhersage zutrifft und andere, wo sie nicht so recht will. Weil es einfach unmöglich ist, für jeden Quadratkilometer das Wetter exakt vorherzusagen. Im Radio sagen sie es so und im Fernsehen manchmal wieder anders. So nach dem Motto «Irgendeiner wird schon Recht haben». Irgendwie erinnert das an Horoskope, die so vage formuliert sind, dass irgendwann irgendetwas schon zutreffen wird. Also dann. Für heute, 16. April, wurde am 12. April 2015 prognostiziert: Am Donnerstag recht sonnig, zunehmend Wolkenfelder. Um 23 Grad. Schaun mer mal, quakt der Wetterfrosch. Aber es gibt sie doch noch, die Medien, die einen Wetterdienst mit nahezu 100-prozentiger Treffsicherheit abliefern. Allerdings erst im Nachhinein - vom Vormonat nämlich. Ansonsten trifft auch bei ihnen zu, was der eine oder andere Eleve aus der Schule mitbekommen hat: Eine Sage ist eine erfundene Geschichte. Nenne mir eine Sage! - Die Wettervorhersage!

Bewegt

Es gibt einige verlässliche Orientierungspunkte älteren oder jüngeren Datums in den Zeitläufen des Jurasüdfusses. Aus Platzgründen seien hier nur die auffälligsten «Solothurner Grossevents» im Zeitraffer gelistet: Filmtage, Fasnacht, Literaturtage, Märetfescht. Dann lange nichts - bis zur Heso. Während die Solothurner Fasnacht, Märetfescht und Co. überregional eher unter «ferner liefen» zur Kenntnis genommen werden, mausern sich andere zu nationaler Ausstrahlung oder sind auf dem besten Weg dazu. Die Bike-Days zum Beispiel, «das nationale Velo-Festival», «die grösste Outdoor-Bikemesse der Schweiz», überschlagen sich die Schlagzeilen.

Werden die Bike-Days nun allmählich zur Tour de Sol? Wohl kaum. Die Tour de Sol ist etwas ganz anderes, sie nahm exakt vor 30 Jahren ihren Lauf. Oldtimer unter der Leserschaft erinnern sich, dass die Tour de Sol eine Stiftung war, die bis 2002 existierte. Sie hatte so gut wie nichts mit Solothurn zu tun, war vielmehr zuständig für Fahrzeuge, die sich mit einem Solarantrieb anstatt einem Verbrennungsmotor bewegten. Die erste Tour de Sol führte 1985 in fünf Etappen von Romanshorn über Winterthur nach Genf. Am Start waren 73 Solarmobile, über 50 davon schafften die Strecke.

Und was hat die Tour de Sol bewegt? Jede Menge. Jedes sechste in der Schweiz verkaufte Velo ist heute ein Pedelec (Pedal Electric Cycle). Eine spezielle Ausführung eines Velos, bei dem die Fahrer von einem Elektroantrieb unterstützt werden, wenn sie pedalieren. Besser bekannt sind Pedelecs unter dem Namen E-Bike, von denen sich heute rund 270000 auf Schweizer Strassen bewegen. Und wie! Nicht selten schneller, als die Polizei erlaubt.

Was bewegt die Schweiz sonst noch? «schweiz.bewegt» zurzeit die Gemeinden Lohn-Ammannsegg, Luterbach, Derendingen, Rechterswil, Deitingen, die zum friedlichen Kräfteressen unterwegs sind. Anders die Briten. Die bewegt ein Event, der kaum eingetreten, auch schon einen Eintrag in Wikipedia hat: Ihre Königliche Hoheit Prinzessin von Cambridge, ein weiteres Royal Baby. So etwas bewegt auch die Fantasie auf Social Media: «...übrigens, ein RoyalBaby sieht einem normalen Baby zum Verwechseln ähnlich, nur Fachleute erkennen den Unterschied», ist etwa zu lesen. Oder: «Wie ist das eigentlich: Heisst das, was dabei herauskommt, in Königshäusern auch Kaiserschnitt?» Wie auch immer. Eigentlich sollte der Wahltag die Briten bewegen. Uneigentlich auch. Wer macht das Rennen? So viel ist schon länger bekannt: «Hotdog-David» oder «Zwei-Küchen-Ede».

Ja, Mutter ist sie geworden, die Kate. Unbestätigten Gerüchten zufolge im Expressverfahren auf natürlichem Weg. Und das eine Woche vor dem Muttertag. Kann sein, dass im Zeitalter der Fusionitis künftig Mutter- und Vatertag auch zusammengelegt werden. Nicht nur aus Fünf mach Eins, aus Zwei mach Eins. Das sollte problemloser laufen! Fusion von Vater- und Muttertag zum Elterntag? Schlecht fürs Geschäft! Wie auch immer. Velotag am Elterntag - was liegt da näher als ein Ausritt hoch zu Bike - mit oder ohne Muttern.

Wie bereits angedeutet, mausern sich die Bike-Days allmählich zum Inventar der Maien-Tage, indem sie, gerade mal siebenjährig, als Solothurner Grossevent ins nationale Bewusstsein rollen. Interessant ist, dass die Wettbewerbsausrichter des «Bike Lovers Contest» als Novum den Schritt weg vom bisherigen Veranstaltungsort Weltstadt Zürich in die Solothurner Provinz verlegen, «um noch mehr Publikum und Präsenz zu erreichen». Der «Bike Lovers Contest» ist ein handmade Contest für Bikes, eine Art Handbau-Wettbewerb. Nicht zu verwechseln mit Handball. Den bewegt eine andere Minderheit, seit neulich leider die Solothurner Ballwerfer den Aufstieg in die nächst höhere Spielklasse verpasst haben.

E Guete...

Vor noch nicht allzu langer Zeit hat die Nahrungsaufnahme in Form von Morgenessen, Mittagessen und Nachtessen den Tagesablauf strukturiert, ja ritualisiert. Heute ist das Futtern zum unkoordinierten Dauerzustand mutiert. Und erst noch die Tools. Im Spätmittelalter zog der Mensch zögerlich neben Geschirr auch Besteck als Werkzeug heran. Vorerst Löffel und Messer, die Gabel war lange des Teufels. Heute gibts Fast Food. Da wird gefastet bis auf die Knochen. Oder aber gefoodet auf Teufel komm raus. Und zwar aus Behältern, die nach runtergewürgten Happen sich nonstop und überall samt fettigem Fingerabdruck entsorgen lassen: auf Tischen, Tastaturen, auf Stühlen, Bänken in Bussen, Bahnen und Büros.

Es gibt und gab Zeiten, da galt alles Essbare, das von weit her stammt, als Symbol für Status, Wohlstand und Weltgewandtheit. Je weiter und fremdartiger, je seltener und aufwendiger heranzukarren, desto exklusiver der Mehrwert. Heute ist alles anders. Nicht das exotische Lebensmittel verschafft Prestige, sondern jenes, das aus der nahen Umgebung stammt. Dem zahlungskräftigen Verbraucher gelüstet es nicht mehr nach Erdbeeren aus Kalifornien, nach Papageifisch von den Malediven oder Hirschfilet aus Neuseeland, sondern nach Aargauer Rüebl, nach Selzacher Umgangspastete oder Ramswurst aus Unter- oder Oberramsern. Garantiert regional. Auch wenn es inzwischen schon kein leichtes Unterfangen mehr ist, ein Nahrungsmittel, das tatsächlich in der angegebenen Region erzeugt wurde, von einem solchen zu unterscheiden, das seine regionale Herkunft nur im Namen trägt.

Was also tun, wenn schon alles mal da ist und war? Über Holzkohle gegrillte Grillen oder im eigenen Saft gedünstete Engerlinge? Wie wärs mal mit etwas Exklusivem sondergleichen, unschlagbar in jeder Beziehung. Allein die Zubereitung verspricht den ultimativen Kick, führt im Fall des Misslingens jedoch zur Teilsanierung der Küche. Hier ein Menü, das alle Sinne anspricht - naja, oder abstösst, je nach Gusto und Tradition. Es gibt da eine Delikatesse, eigentlich eine nordschwedische Alltagsnahrung, die in einer auf den ersten Blick harmlosen Konservendose daherkommt - Surströmming. Eigentlich unverdächtig, wäre sie nicht deutlich erkennbar ausgebeult. Aber sie einfach zu öffnen, wäre fahrlässig. Ihr trautes Heim würde die gesetzte Duftnote nie mehr los.

Gewisse Sicherheitsmassnahmen sind angebracht. Die Büchse kippt man am besten von sich weg und bedeckt sie vor dem Öffnen mit saugfähigem Küchenpapier, damit das Faulgas kontrolliert entweichen kann. Denkbar ist auch, die Dose in einem Wasserkübel versenkt anzustecken und mit zugehaltener Nase auf das Ende des Blubbers zu warten. Dann kann, wer mag, sich über den milchsauer vergorenen und ein halbes Jahr gereiften Hering hermachen, zum Beispiel mit Kartoffeln, Butter, Zwiebeln und viel Aquavit. Das Büchseengericht ist übrigens dermassen penetrant und explosiv dazu, dass ein Transport bei einigen Fluggesellschaften ausdrücklich verboten ist. Es stank schon früher und anderswo mächtig zum Himmel. Kein geringerer als Luther bezeichnete das Fronleichnamsfest, das zehn Tage nach Pfingsten gefeiert wird, als das «schädlichste aller Feste», betrachtete die Prozessionen als «Gotteslästerung». Als gegenreformatorische Machtdemonstration werteten die Katholiken Fronleichnam mit Prozessionen zum «Hochfest des Leibes und Blutes Christi» auf. In manchen gemischt-konfessionellen Gebieten fanden die interkonfessionellen Neckereien ihre Fortsetzung, indem die protestantischen Bauern als Provokation Mist und Gülle gerade an Fronleichnam auf die Felder ausbrachten; die katholischen Bauern antworteten dann am Karfreitag mit der gleichen Duftnote. Heute mag sowohl ökumenisch wie ökologisch manches besser sein, wenn auch längst noch nicht alles gut ist. - E Guete beim gemeinsamen Essen über die friedlichen Pfingsttage zu Tisch mit Besteck!

Dass das das...

Es läuft einiges falsch mit der Rechtschreibung. Da werden nicht nur Nebensatzkonstruktionen konsequent ignoriert, Kommata, wenn überhaupt, je nach Tageslaune an beliebiger Stelle frei gesetzt. Gern wird auch, «nähmlich» geschrieben, «spühlen», wo man das h Duden-konform spülen könnte, mit Überzeugung der Superlativ des «Einzigsten» gebildet und ohne Reue das eigentlich unschuldige «wo» als Konjunktion gleich mehrfach ausbeutet. Und da wäre das vermaledeite «dass», das nach Lust und Laune mit einem oder zwei s daherkommt. Wobei erstaunen mag, dass das Wörtchen «das» zu Beginn einer Schülerlaufbahn zunächst als beherrschbar scheint und als harmloser Artikel einigermaßen korrekt in Erscheinung tritt.

Dann aber, irgendwann nimmt die Das-Vielfalt in seinen Erscheinungsformen aus Schülersicht schleierhafte Züge an. Und nicht nur in des Schülers Wahrnehmung. Mittlerweile vergeht kein Tag, an dem eine sogenannte Qualitätszeitung kaum mehr in den Griff bekommt, dass «das» statt «dass» per Zufallsgenerator in Zeitungsspalten eingestreut wird, sodass mancher Ü-Fünfziger sich wundert, dass das das das darf. Seit dem Aussterben des Korrektorenberufes ist die Auffassung von Rechtschreibung ohnehin gebenedeit durch das, was Rechtschreibprogramme vorgeben. Den Rest besorgt der naive Glaube an die Autokorrektur. Was da durchgeht, muss richtig sein! Insbesondere auch Worttrennungen: Au- tomaten-trennung statt Auto-maten-trennung.

Nun denn. Wie es mit dem Deutschen zu halten ist, wurde eigentlich noch nie in der Schweiz, je länger je weniger auch nicht mehr in Deutschland (Duden) verwaltet, sondern wird neuerdings von Redmond (Microsoft), Cupertino (Apple) und Seoul (Samsung) ferngesteuert erledigt. Nachhaltig gestützt unter freundlicher Hilfe von Google, Facebook, Twitter, WhatsApp und Co. Unfair wäre, den Eindruck zu erhärten, Schule schlechthin trage die Hauptverantwortung für den unablässigen Ärger mit dem Richtigschreiben. Die hinkt einfach - wie die Gesetzgebung samt Politik - dem Leben nur hinterher. Den folgenreichsten orthografischen Schwund generiert die neue Cyber-Kommunikation mit ihren Kindern, den Digital Natives. Ihre Botschaften aus Abkürzungen, Akronymen, Kurzwörtern, Icons, Emoticons, Smileys und selbst erdachten Krypten, die sie durch ihren von Piktogrammen massiv illustrierten und von animierten Bildern dauerbeschleunigten Alltag mailen, simsen und twittern, brauchen einfach keine normierte Schriftsprache.

Was also ist zu tun? In einem Sofortprogramm könnten wir uns von der Grossschreibung verabschieden, die Kommasetzung vergessen sowie das anstössige «dass» hinschmeissen. Und sonst? Nun, wenn man tatsächlich etwas retten möchte an unserem Schriftvermögen, bleiben eigentlich nur Appelle. Etwa jene der Schulmeister aller Klassen selig, die nicht müde wurden, ihren Eleven mit einem Palindrom-Klassiker zu Entspanntheit zu raten: «Lese, Esel! Höre Musik! Geh ins Museum!» Wer unter Schwellenangst vor Museen leiden sollte, kann sich vorerst mal ans Schloss oder Schlösschen vortasten.

Im Schlösschen Vorder-Bleichenberg geben sieben junge Frauen durch «Einblicke» «Ausblicke» in ihr künstlerisches Schaffen. Und Land covered with Briar spielt «Musik, die sich unter die Haut ritzt». Das multimediale Angebot erweitert das Schloss Buchegg mit «Hombre». (Mensch! Frauen sind auch willkommen, falls sich in der Mehrzahl «Hombres» nur Männer angesprochen fühlen.) Ach so, multimedial. Das Schloss Buchegg bevölkern drinnen wie draussen handgeschmiedete Eisenskulpturen von Peter Wüthrich. Und es wird vorgeführt, dass ein Instrument wie die Orgel auch ein Alphornregister zu ziehen vermag. Organist Urs Aeberhard führt ab 12. Juni mit Eisenplastiker Peter Wüthrich im Kurzfilm von Peter Battanta vor, dass das klappt. Und: Alphorn ergänzt Orgel live! Dass das das schafft, wird am 22. August um 11 Uhr in der Reformierten Stadtkirche Solothurn zu hören sein.

Zeitläufe

Es waren seltsame Geräte, die merkwürdige Gestalten über den Feldern rund um Utzenstorf spazieren führten. Wagte jemand sich zu erkundigen, wozu das gut sein soll, blieben die Antworten aus. Wodurch das wunderliche Treiben erst recht neugierig machte. Wie sich herausstellen sollte, waren es Landvermesser, die das offene Agrarland abschritten, weil die auf Fortschritt bedachte Berner Kantonsregierung Grosses im Schilde führte, letztlich aber am Widerstand der Bauern scheiterte. Die nämlich sahen nicht ein, weshalb eine der fruchtbarsten Ebenen im schweizerischen Mittelland zubetoniert werden sollte. Mit vereinten Kräften erzwangen sie einen Projekt-Stillstand und damit Rückschritt auf Feld 1.

Feld 1, 2, 3 und so weiter liegen heute woanders, weil vor 70 Jahren, genau am 22. Juni 1945, die Vereinigte Bundesversammlung entschieden hat, dass der Schweizer Interkontinentalflughafen in Kloten zu bauen sei. Nichts mehr erinnert seitdem in der beschaulichen Berner Kornkammer an Grossraumflugzeuge. Es sei denn, man wirft einen kurzen Blick auf die «Bomber-Eiche», wo eine Gedenktafel an die Notlandung einer amerikanischen B-17 erinnert. Nicht auszudenken, wie heute der Ausblick vom Weissenstein aussähe, hätten unsere Altvordenen vor 70 Jahren sich für den vermeintlichen Fortschritt entschieden.

Fortschritt ist eine moderne Idee. In den frühen Kulturen glaubte man zumeist an ein zyklisches Weltgeschehen, an ein ewiges Auf und Ab. Erst in der Zeit der Aufklärung, beflügelt von der modernen Wissenschaft, entstand die Vorstellung eines «linearen» Fortschritts, einer stufenweisen Höherentwicklung der menschlichen Kultur. Aber ohalätz. Schon im 19. Jahrhundert standen die Philosophen und Historiker vor dem Problem, Zeiten des Niedergangs zu erklären. Denn die gab es in der Menschheitsgeschichte immer wieder und nicht zu knapp, die schweren Rückschläge, sei es durch Hungersnöte, Krankheiten oder Kriege. Da blieb oftmals kein Stein mehr auf dem andern.

Einstein - ja der mit der Relativitätstheorie: Zwei Stunden lang mit einem Mädchen zusammen fühlen sich an wie eine Minute; eine Minute auf einem heissen Ofen wie zwei Stunden! Als dieser Einstein einmal gefragt wurde, welche Waffen denn in einem Dritten Weltkrieg zur Anwendung kommen, antwortete er: «Ich weiss nicht. Aber ich kann Ihnen sagen, was sie im Vierten benutzen werden: Steine.» Diese Antwort erstaunt umso mehr, als hier der Inbegriff einer Inkarnation/ Fleischwerdung moderner Physik nicht auf ein lineares, sondern eher zyklisches Weltgeschehen hinweist. Wie auch immer. Fortschritt, Stillstand, Rückschritt. Die Begriffstrilogie hat es seit Menschengedenken in sich. Sie macht ohne Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit keinen Sinn, braucht also Zeitläufe. Ein Begriff übrigens, der seit dem 18. Jahrhundert verbürgt, inzwischen aber verschütt gegangen ist. Wie die Zeit läuft!

Es ist gar nicht so einfach zu sagen, ob es Fortschritt überhaupt gibt, weil Fortschritt immer an Zielen gemessen werden, und Ziele perfiderweise stets in der Zukunft stattfinden. Dennoch lässt sich ohne die Idee des Fortschritts schwerlich leben. Wir brauchen die Vorstellung, dass sich die Dinge zum Besseren entwickeln können. Sonst hätten wir keinen Grund, überhaupt etwas zu verändern und könnten auch gleich alles beim Alten lassen. Das erinnert an die beiden Alten, die neulich Pfeifen schmauchend den Blick gen Sternenhimmel über der bernischen Kornkammer richteten. Wagte es doch der eine, die unerhörte Frage zu stellen: «Gloubsch du eigentlich a Gott?» Murrte der andere vor sich hin: «Öpper muess jo d'Zyt erfunge ha, drmit nid aues gliichzytig passiert...» PS: Oben vom Weissenstein, wohin man zwar nicht mehr sesseln, immerhin gondeln kann, sieht die Region vor dem lediglich durch die vielbefahrene Autobahn und S-Bahn-Strecke zerschnittenen Agrarland längst aus wie eine mittelprächtige Grosstadt. Aber von unten? Die Zeit läuft.